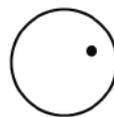


TOP 47

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.

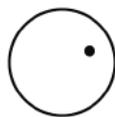


Berichte der Gesellschaft für Volkskunde
in Schleswig-Holstein

24. Jahrgang

Juni 2014

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e. V.



TOP 47



TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge und Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Dateien, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Dr. Nils Hansen, Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstraße 40, 24098 Kiel, Tel. 04 31 / 8 80 31 79, Fax. 04 31 / 8 80 17 05, E-Mail hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **31. Oktober 2014**

Titelbild	<i>Johann Daniel Carl Hirschberg (1816-1899)</i> (Quelle: Kreis- und Stadtarchiv Itzehoe), S. 4ff.
TOP 45/2013 Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Anne Czichowski M. A., Dr. Nils Hansen, Claudia Ohlsen M. A., Guntram Turkowski M. A.
Layout:	Renko Buß M. A.
Geschäftsstelle der GVSH:	Dr. Nina Jebesen, Dorfplatz 6, 24960 Munkbrarup E-Mail: geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
IBAN	DE94 2145 0000 0000 0137 96
BIC	NOLADE21RDB

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Alexander Eggert

Seife und Hygiene als Geschäftsidee.

Das Unternehmen Carl Hirschberg in Itzehoe 1842-1950

4

Berichte und Mitteilungen

Matthias Bunzel

Die Arbeitsgemeinschaft Maritime Landschaft Unterelbe –

Ziele, Aufgaben und Praxisbeispiele aus Schleswig-Holstein

30

Anne Czichowski

museen am meer -

Rückblick und Ausblick auf den Kieler Museumsverbund

41

Nina Hennig

Zwischen Universität, Museum und regionaler Kulturarbeit

44

Thomas Overdick

Small Water Craft Collections.

Bericht vom 2nd Baltic Sea Maritime Museums' Seminar,

24./25. April 2014 im Forum Marinum, Turku

51

Christoph Schmitt

Vom Monument zum Dokument.

Ein Erlebnis- und Werkstattbericht

über die Entwicklung des Open-Access-Archivs WossiDiA

55

Buchbesprechungen

70

Seife und Hygiene als Geschäftsidee.

Das Unternehmen Carl Hirschberg in Itzehoe 1842-1950

Alexander Eggert

Indem Innovationen, Arbeits- und Versorgungsmöglichkeiten generiert werden, beeinflussen (auch die kleinen und mittleren) Betriebe ihre Umwelt auf vielfältige Weise. Sie können einen kulturellen Wandel vorbereiten, indem sie durch Distribution der hergestellten Waren über den Markt zur Diffusion von Kulturformen und -mustern beitragen, also eine Verfügbarkeit der Güter im Sinne Bausingers ermöglichen, wodurch sie in der Folge Lebens- und Verhaltensstandards herstellen und organisieren.¹ Dies trifft auch auf die Itzehoer Seifenfabrik Carl Hirschbergs zu. Eine eingehende Beschäftigung mit ihrer Unternehmensgeschichte hat bislang allerdings nicht stattgefunden.² Der Unternehmerperson Carl Hirschberg kommt dabei für die Stadt(hygiene)geschichte Itzehoes eine exponierte Stellung zu: Als mündiger Stadt- und Wirtschaftsbürger nahm Hirschberg sowohl die Rolle des innovativen³ Produzenten und Vermögensmaximierers als auch die des Konsumenten und gemeinnützig engagierten, politischen Akteurs ein. Indem er als wirtschaftlicher Akteur sein Geschäftsfeld (Produktion und Handel mit Seife und Wasser) mit der lokalen wie allgemeinen Reinlichkeitsentwicklung zusammenführte, wurde er zugleich zum gesundheitspolitischen Agenten.

An dieser Schnittstelle gewinnen auch die von Frey bei der Untersuchung der Reinlichkeit als Wertvorstellung und als praktische Verhaltensweise im Bürgertum gestellten Fragen „Welche sozialen Gruppen oder Angehörigen bestimmter Berufe hatten ein

1 Der Begriff der Verfügbarkeit ist dabei in seiner Ambivalenz als materielle (Stückzahl, Rohstoffe) und soziokulturelle Verfügbarkeit (Werte, Normen) zu verstehen; siehe Bausinger 2005, S. 75.

2 Die Beiträge zur Stadtgeschichte wie Irmisch 1960, S. 534, Anm. 36 beinhalten nur wenige, oft lückenhaft- und fehlerhafte Informationen zur Seifenfabrik und Person Hirschbergs. Auch weisen sie in ihrer Darstellung der Person Carl Hirschberg und dessen Unternehmungen hagiographische Tendenzen auf. Die in der Geschichte der Stadt Itzehoe (siehe Irmisch 1960, S. 534, Anm. 36) enthaltenen Informationen über Carl Hirschberg entstammen nach Angabe des Verfassers dem Familienarchiv der Hirschbergs, die Korrektheit und Reliabilität ist aber zu bezweifeln. Weder wird angegeben, welche Quellen der Recherche zugrunde gelegen haben, noch decken sich diese mit den vorliegenden Archivadokumenten aus der eigens angestellten Sichtung des privaten Familienarchivs Hirschberg in Belau.

3 Unter Innovation innerhalb eines Unternehmens wird gemeinhin die Herstellung eines neuen Gutes oder eine Wandlung der Qualität des Gutes (Massenproduktion), die Einführung neuer Produktionsmethoden infolge technologischer Weiterentwicklung, die Erschließung eines neuen Absatzmarktes, die Nutzung neuer Bezugsquellen der Rohstoffe oder der Beitrag zur Neuorganisation des Marktes verstanden.

besonderes Interesse an der Durchsetzung dieser Grundnorm? Welche Zwecke verfolgten sie mit deren Propagierung?⁴⁴ an Raum. Das Augenmerk richtet sich folglich auf die Unternehmungen Seifenfabrik und Itzehoer Aktien-Wasserkunst, welche für das lokale Geschäft mit Seife und Hygiene wegbereitend waren.

Da die Veränderung von materieller Verfügbarkeit allein jedoch noch keinen kulturellen Wandel bedeutet, sondern lediglich Indikatorfunktion besitzt, sind vor allem jene Werte, Ideologien und Rahmenbedingungen der Hygiene in den Blick zu nehmen, die mit der Seifenfabrik Hirschberg und ihrem Aufschwung in direktem Zusammenhang standen und sich wechselseitig beeinflussten, damit die Bedeutung des Unternehmens für seinen Standort adäquat skizziert werden kann.

Quellen und Quellenkritik

Die für diese Arbeit herangezogenen Quellen entstammen größtenteils dem Privatarchiv der Familie Hirschberg. Es handelt sich dabei mehrheitlich um Anschreibe- und Konto- bzw. Hauptbücher, in denen Bilanzen, Inventar und Debitoren aufgeführt und vermerkt sind. Der Buchführung als Quelle kommt bei der Analyse des Unternehmens und seiner Geschichte eine hohe Bedeutung zu, weil darin der Leistungsaustausch des Unternehmens mit seiner Außenwelt quantitativ dokumentiert ist.⁵ Wie Ottenjann am Beispiel von Tischler-Rechnungsbüchern verdeutlicht hat, kann eine Untersuchung von Anschreibebüchern Angaben über das Produkt, seine Käufer und eine „Mikroanalyse der jeweiligen Werkstatt, aber auch eine Trendanalyse der jeweiligen Region ermöglichen.“⁶ Das Quellenmaterial dafür liegt im Fall der Hirschbergschen Seifenfabrik nicht in ausreichender Menge vor, um eindeutige Aussagen zu treffen. Es liefert aber Anhaltspunkte zur Einschätzung des Entwicklungsstandes der Seifenfabrik und erlaubt Gegenüberstellungen zum Seifengewerbe in der jeweiligen Zeit. Ohnehin sieht Ottenjann in den Werkbüchern nicht schon eine „Quelle für sich“, sondern eine, die im Verbund mit anderen interpretiert werden muss:

„Handwerker-Anschreibebücher vermitteln Signale der Produktion und Konsumption, des Wandels beim Hersteller und Besteller. Die Ursachen des Wirkens und Wandels sind aber nur aus der Gesamtquellensituation, aus dem historischen Umfeld zu ermitteln.“⁷

4 Siehe Frey 1997, S. 13.

5 Vgl. Pierenkemper 2000, S. 22. Zu berücksichtigen bei der Auswertung von Bilanzen ist jedoch, dass Imparitäts- und Realisationsprinzip gelten.

6 Ottenjann 1985, S. 90.

7 Ottenjann 1985, S. 86.

Johann Daniel Carl Hirschberg und die Anfänge seiner Seifensiederei

Der am 27. November 1815 in Güstrow (Mecklenburg) als zweiter von drei Söhnen eines wohlhabenden Böttchermeisters und Ältermannes geborene Johann Daniel Carl Hirschberg (Rufname Carl) erlernte vier Jahre die „Handlung und Seifensiederei“ in Malchin. Er arbeitete dort anschließend für anderthalb Jahre, ehe er 1838 nach Hamburg zog, wo er für insgesamt vier Jahre Anstellung als Seifensieder fand.

Über den Kaufmann und Seifenfabrikanten Paul Engelbrecht, bei dem er von Juli 1840 bis Juli 1841 beschäftigt war, lernte Carl Hirschberg den Seifensieder Franz Bockel kennen. Von jenem erwarb er 1842 eine in Konkurs geratene Siederei in Itzehoe „für eine namhafte Summe“ einschließlich Übernahme ausstehender Verbindlichkeiten Bockels bei seinem früheren Brotherrn Engelbrecht.⁸ Carl Hirschberg zog in die Krämerstraße 10 in Itzehoe, wo er auch die Seifensiederei betrieb. Im ersten Itzehoer Jahr Carl Hirschbergs blieb Bockel noch in der Seifensiederei angestellt.⁹

1843 verließen die handwerklich strukturierte und arbeitende Siederei bereits 182.400 Pfund grüne, 20.000 Pfund weiße Seife, 10.000 Pfund Sodaseife und 800 Gros Toiletteseife.¹⁰ Angesichts dieser recht hohen Absatzzahlen erwarb Carl Hirschberg 1844 ein Grundstück in der Bekstraße an der Störschleife, um sei-



Abb. 1: Johann Daniel Carl Hirschberg (1816-1899) (Quelle: Kreis- und Stadtarchiv Itzehoe).

⁸ Generalquittung, ausgestellt am 30. Januar 1843. Die Verbindung zu Itzehoe und Franz Bockel bestand aber schon vorher, wie sich aus einer Beglaubigung des Lehrzeugnisses J.D.C. Hirschbergs am 11.

April 1842 in Itzehoe vom Polizeimeister Poel schließen lässt. Die Datierung der Lehrzeugnisvorlage belegt zudem, dass bereits vor dem Hamburger Brand am 8. Mai 1842 Kontakt zu Franz Bockel bzw. nach Itzehoe bestand und folglich auch die Absicht, sich dort anzusiedeln, nicht aus dem Verlust der Arbeitsstelle oder gar einer eigenen Seifenfabrik durch den Hamburger Brand resultierte, wie Irmisch 1960, S. 309 anführt. Außerdem wurde kein Wiedergutmachungsanspruch als Brandgeschädigter eingereicht, was darauf hindeutet, dass Hirschberg im Hamburg keine Bürgerrechte und als „fremder Handwerker“ folglich auch kein eigenes Geschäft besaß. Ein Auszug aus dem Archiv der Polizeibehörde über J.D.C. Hirschberg bestätigt diese Annahme zusätzlich.

⁹ Siehe Ibs 1991, S. 18.

¹⁰ „In anderen Jahren werden auch gelbe englische Seife und Palmseife erwähnt“; Ibs 1991, S. 18.

nen Betrieb zu vergrößern. Dass das Seifengeschäft florierte, ist nicht nur an der genannten Produktionsmenge ablesbar, auch die Ablösung der Schulden Franz Bockels binnen eines Jahres ist dafür ein Indiz.

Durch die Verlagerung der Seifensiederei von der Krämer- in die Bekstraße konnten die Lieferungen der nichtheimischen Rohstoffe nun direkt das Lager der Seifenfabrik auf dem Seeweg erreichen. Im selben Jahr folgte Ludwig Hirschberg seinem älteren Bruder nach Itzehoe, erlernte bei ihm das Seifensiederhandwerk und war danach sieben weitere Jahre für ihn tätig.¹¹

1846 reichte Carl Hirschberg einen Antrag auf Senkung des Zolls auf Kokosöl ein, das er selbst zur Seifenproduktion verwendete, da er sich u.a. gegenüber Altonaer Seifenfabrikanten, die – so sein Vorwurf – durch absichtliche Falschdeklaration der verwendeten Öle und Fette den Zoll umgingen, im Nachteil wähnte.¹² Die Bitte wurde aber als unbegründet zurückgewiesen.¹³ Hirschberg behalf sich jedoch selbst:

„Er führte mancherlei Verbesserungen ein und vor allem: er erfand eine neue bequemere und billigere Zubereitung der Laugen, und dies setzte ihn in den [Stand], nicht nur der Konkurrenz zu begegnen, sondern sie zu überholen. Durch die Erfindung, welche in der Fabrikation der Schmierseifen eine vollständige Umwälzung hervorrief, dehnte sich der Absatz rasch auch auf entferntere Orte der Provinz aus.“¹⁴

Der in den 1840er Jahren begonnene Chausseeausbau erleichterte darüber hinaus die Zugänglichkeit zu Waren und Rohstoffen ebenso wie die Belieferung der Ortschaften jenseits des lokalen Marktes.¹⁵

11 1855 zog Ludwig Carl Hirschberg nach Hamburg und fand bei Paul Engelbrecht als Werkführer Anstellung. Fünf Jahre später gründete er selbst in der Hamburger Bankstraße eine Seifenfabrik unter dem Namen „Hirschberg & Co.“ Dies geht aus der Bürgerakte Nr. 204 vom 20. Februar 1857 und dem beiliegenden Protokoll hervor.

12 Siehe Stadtarchiv Itzehoe Abt. 259/5 (1).

13 Siehe Stadtarchiv Itzehoe Abt. 259/5 (2).

14 Aus: Itzehoer Nachrichten Nr. 138 vom 26. November 1892. Dies korreliert mit einer Strophe eines von Hirschbergs Angestellten vorgetragenen Festliedes anlässlich seines Geschäftsjubiläums 1892: „Concurrrenz ward überwunden, / Da ein Mittel hatt’ erfunden / Für die Lauge unser Held. / So ward das Geschäft verbessert, / Und Carl Hirschberg, der vergrößert / Nun von Jahr zu Jahr sein Feld.“ Siehe Programmheft für den Commers-Abend zur Feier des 50jährigen Geschäftsjubiläums.

15 Für Itzehoe besonders die Chausseen nach Rendsburg (1846), nach Elmshorn (1847), Wilster und Brunsbüttel (1853) und eine Chaussee über Meldorf nach Heide (1854). Siehe hierzu Müller 1988, S. 12 sowie Pelc 1991, S. 76.

Grundlage des Geschäfts: Reinlichkeitsvorstellung und Seifengebrauch



Abb. 2: Die Seifenfabrik von Carl Hirschberg 1864 (Quelle: Kreis- und Stadtarchiv Itzehoe).

Jenseits der Produktionsmenge ist nach den sozialen und kulturellen Bezügen zu fragen, „denn die Veränderung des Sauberkeits- und Körperpflegebewußtseins war die Voraussetzung sowohl für die Produktion als auch für den Konsum von Seife“¹⁶.

Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann sich die Reinlichkeit als bürgerliche Tugend zu etablieren. Die Produktivität des Einzelnen als Wertkategorie machte den „gesunden, nützlichen, leistungsfähigen Körper“¹⁷ zur Grundlage

der bürgerlichen somatischen Kultur. Der positiven wirtschaftlichen Entwicklung der Seifenfabrik, auf welcher auch die weiteren Unternehmungen Hirschbergs beruhten, kam die ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Reinlichkeitswelle entgegen. Symptomatisch hierzu die Äußerung Justus von Liebig in seinen Chemischen Briefen 1844:

„Die Seife ist ein Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten. Es ist gewiß, daß man bei der Vergleichung zweier Staaten bei gleicher Einwohnerzahl denjenigen für den reicheren, wohlhabenderen und kultivierteren erklären kann, welcher die meiste Seife verbraucht!“

Die Gesundheit bedingende Reinlichkeit wurde zu einer gesellschaftlichen Verbindlichkeit, die Seife zum festen Bestandteil der bürgerlichen Reinigung, ob zum Wäschewaschen oder als Zusatz des Vollbads.¹⁸ Um 1850 gehörte die Seife schließlich zu den Gegenständen des Massenbedarfs der städtischen Bevölkerung.¹⁹

Eine im sozialen Sinn verwirklichte Verfügbarkeit der Seife und der ihr immanenten Reinlichkeitsanforderung und Hygienepraxis des Bürgertums konnte aber erst mit einer Hebung des Lebensstandards geschehen:

„Ohne demographisch stabilisierte Überlebenschancen, ohne ausreichenden Nahrungsspielraum, ohne entsprechende Wasserversorgung, Wohnung, Kleidung fehlen einfach die lebensweltlichen Voraussetzungen, um herkömmliche Standards der

16 Brede 2005, S. 18. Umgekehrt sind diese auch immer an die materiellen Lebensverhältnisse geknüpft; siehe Frey 1997, S. 24, vgl. Bausinger 2005, S. 136.

17 Kaschuba 1992, S. 312.

18 Vgl. Frevert 1984 S. 21 u. 31ff.; Göckenjan 1985, S. 91; Frey 1997, S. 129.

19 Siehe Brede 2005, S. 287.

*Reinlichkeit oder der Gesundheitsvorsorge zu besonderen kulturellen Werten auszuformen.*²⁰

Die sozialreformerischen Bewegungen innerhalb der Medizin, vor allem vertreten durch Virchow und Pettenkofer, gewannen unter dem Einfluss der ersten Choleraepidemien zwischen 1830 und 1850 an Bedeutung. Sie erkannten in der Verbindung von Unsauberkeit und relativer Häufigkeit der Erkrankung die gesellschaftlichen Missstände wie unzureichende Nahrungs- und Wasserversorgung, schlechte Kleidung und Wohnverhältnisse als Ursache der Seuchen und verwiesen auf die Wichtigkeit, Maßnahmen zur Besserung der Versorgungssituation zu ergreifen.²¹ Die experimentelle Hygiene lieferte der Politik konkrete Ansatzpunkte, die Gouvernanz²² nahm sich dieser Forderungen aber zunächst nicht an, da zum einen der Hygienezustand einer Kleinstadt wie Itzehoe oder eines ländlichen Ortes nicht als katastrophal empfunden wurde, wie etwa in Hamburg infolge rasant zunehmender Bevölkerungsdichte, zum anderen wirtschaftspolitischen Maßnahmen (zum Beispiel Ausbau des Verkehrswesens) der Vorzug gegeben wurde.²³

Als mit dem Auftreten der Cholera- und Typhusepidemien in den 1850er und 1860er Jahren die „Soziale Frage“ wieder in den Mittelpunkt politischer Diskussionen und wissenschaftlicher Diskurse rückte, waren es neben öffentlichen Trägern die Mediziner, Sozialreformer, Pädagogen, Industriellen, Architekten sowie Erfinder und Importeure von Hygienegeräten, die begannen, die zu einem symbolischen Engramm von Kultur und Zivilisation gewordene Hygiene in allen Lebensbereichen zu realisieren.²⁴

Entscheidenden Einfluss auf das Reinlichkeitsverhalten und den Gebrauch von Seife seit Beginn der 1880er Jahre hatte überdies die Bakteriologie: Mit der von ihr ausgehenden und sich schnell über populärwissenschaftliche Medien verbreiteten Entdeckung der Bakterien als Krankheitsüberträger waren Schmutz und Pathogenese nicht mehr voneinander zu trennen, Wasser und Seife erhielten ihre wissenschaftliche Bestätigung als Reinigungsmittel.

20 Kaschuba 1992, S. 301. Siehe auch Buttler 1997, S. 18 und Frey 1997, S. 299f.

21 Frevert 1984, S. 231; vgl. Frey 1997, S. 31.

22 Der Begriff „Gouvernanz“ meint die nicht nur vom Staat ausgehende Steuerung und Regelung in administrativer Form, sondern schließt die prozessualen und institutionellen Einflüsse der Privatwirtschaft und Interessenvertretungen mit ein. Eine Trennung von Bürgertum und (Stadt-) Verwaltung wie sie bei Frey 1997 geschieht, übersieht deren personelle und ideologische Kongruenz, wenngleich sich positionelle Divergenzen ergeben können.

23 Göckenjan 1985, S. 111; Brede 2005, S. 237. So gab zum Beispiel das schleswig-holsteinische Sanitäts-Collegium als Reaktion auf auftretende Fälle von Cholera im August 1850 Ratschläge zur Vorbeugung und Bekämpfung mit vielfältigen Behandlungs- und Ernährungsanweisungen heraus, statt sich der Problemlage der Wasserversorgung anzunehmen, siehe Pelc 1991, S. 71.

24 Vgl. Mönkemeyer 1988, S. 15, 41 und 93; Kaschuba 1992, S. 292.

Stadtpolitisches Engagement Carl Hirschbergs

Wie andere Unternehmer war Hirschberg in der Stadtverwaltung vertreten, in welcher sie die kommunalpolitisch einflussreichste Gruppe darstellten. Dies gab ihnen zwar nicht die Möglichkeit, unmittelbar Privatinteressen durchzusetzen, jedoch konnte auf diese Weise die kommunale Wirtschaftspolitik u.a. hinsichtlich Standort- und Strukturverbesserungen mitbestimmt werden.²⁵ Von 1848 bis 1857 gehörte Hirschberg dem Stadtkollegium als sogenannter Achtmann an, der den Stadtrat bei den Finanzen beriet und kontrollierte.²⁶ Dass er dieses Amt bekleidete, deutet auf den wirtschaftlichen Erfolg und die damit verbundene Geltung Hirschbergs im Stadtbürgertum hin. Darüber hinaus war Carl Hirschberg Mitglied des 1859 gegründeten Geselligkeitsvereins „Itzehoer Bürgerclub“, der sich durch Favorisierung der Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins unter dem Erbprinzen Friedrich von Augustenburg mit Anschluss an den Deutschen Bund politisch liberal zeigte und sich ferner für die Belange der Stadtbewohner einzusetzen gedachte.²⁷ Mit der Einführung der Städteordnung wurde Hirschberg am 9. November 1869 zum Stadtverordneten gewählt, am 1. Februar 1870 wurde er ehrenamtlicher Stadtrat und zweimal durch Wahl in seinem Amt bestätigt, welches er bis 1887 ausfüllte, ehe er es aus Altersgründen niederlegte. Am 26. November 1892 wurde Carl Hirschberg anlässlich seines fünfzigjährigen Geschäftsjubiläums „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um das Wohl unserer Stadt“²⁸ das Ehrenbürgerrecht durch Beschluss der Stadtkollegien verliehen.

Die Itzehoer Aktien-Wasserkunst

*„Um die Krankheit zu verscheuchen,
Cholera und and're Seuchen,
gründete dann, wahrhaft groß,
mit zwei Meistern im Vereine
unser Chef die klare, reine
Wasserleitung Itzehoes!“²⁹*

Im März 1853 riefen Bürgermeister Gustav Poel, Carl Hirschberg und Küpermeister Hinrich Heesch per Rundschreiben zur Beteiligung an den Planungen einer Wasser-

25 Siehe Nicolai-Kolb 1991, S. 129.

26 Siehe Itzehoer Nachrichten Nr. 138 vom 26. November 1892.

27 Irmisch 1960, S. 315.

28 Ehrenbürgerurkunde (Privatarchiv Hirschberg).

29 Strophe eines Festliedes, das für Hirschberg anlässlich seines 50jährigen Geschäftsjubiläums von seinen Angestellten gedichtet und gesungen wurde (Privatarchiv Hirschberg).

druckleitung auf. An den Kosten der erforderlichen Voruntersuchungen, die erst mit zweijähriger Verzögerung durchgeführt wurden, beteiligten sich zehn weitere Personen.³⁰

Ausgehend davon beschlossen die Herren Jürgen Wulf, Carl Hirschberg, Hinrich Heesch, Mohr und Johann Klahn im September 1856 eine „Wasserleitungs-Gesellschaft“ zu gründen und stellten einen Antrag auf Genehmigung des Vorhabens beim Magistrat, der umgehend bewilligt wurde.³¹ Die Baumaßnahmen begannen im Frühjahr 1857 und wurden im Herbst desselben Jahres abgeschlossen; die ersten Leitungen versorgten den Sandberg, die Breite Straße und die Neustadt, wo Trink- und Brauchwasser zuvor aus Stör, Schusterteich und Schweineteich, die der Einwohnerschaft als Müllabladepätze dienten, geschöpft wurden und die Cholera primär auftrat.³²

In den Folgejahren wurden die Leitungen sukzessive erweitert,³³ Grundwasser wurde indes erst 1896 in das Leitungsnetz, das sich 1899 fast auf das ganze Stadtgebiet erstreckte, eingespeist.³⁴ Im November 1861 wurde die „Wasserleitungs-Gesellschaft“ zur „Itzehoer Aktien-Wasserkunst“ umgetauft, der Carl Hirschberg bis zum Ende seines Lebens als Vorstandsmitglied angehörte.³⁵ Die Aktien-Wasserkunst wurde 1902 von der Stadt Itzehoe aufgekauft.³⁶

Beliefen sich die Einnahmen der Wasserleitungsgesellschaft anfänglich lediglich auf 443 Reichstaler (1858) bzw. 2.281 Reichstaler (1860),³⁷ zeugte deren Entwicklung hin zu einer Aktiengesellschaft mit einem Kapitalwert von 126.000 Mark (Stand: 1891) und Dividendenzahlungen in den Jahren 1885 bis 1891 von je 8 Prozent, 1894 sogar 10 Prozent³⁸ nicht nur von einem gesunden Unternehmen, sondern auch von einer steigenden Nachfrage infolge eines wachsenden Bedürfnisses nach sauberem Wasser, welche durch die Itzehoer Wasserkunst befriedigt wurde.

30 Siehe Pelc 1991, S. 71 und Irmisch 1960, S. 306.

31 Siehe Stadtarchiv Itzehoe Abt. 302 Nr. 15 (1 und 2).

32 Siehe ebd.; Irmisch 1960, S. 306.

33 „1857 wurden 32.251 Reichstaler, 1858 12.816 Reichstaler und in den folgenden Jahren nur noch 2.000-3.000 Reichstaler investiert“; Pelc 1991, S. 71.

34 Dazu wurde am Wunderberg ein 50 Meter tiefer Brunnen gebohrt sowie ein dampfbetriebenes Pumpwerk und ein Hochreservoir errichtet. Vgl. Irmisch 1960, S. 306 und Nicolai-Kolb 1991, S. 186.

35 Siehe Pelc 1991, S. 72; Irmisch 1960, S. 306.

36 Dem ging die Übernahme der „Aktiengesellschaft Bürgerliches Wasserwerk“, welche 1896 auch aus einer Privatunternehmung heraus entstand, jedoch unrentabel war, durch die Stadt voraus; siehe hierzu Irmisch 1960, S. 306.

37 Siehe Pelc 1991, S. 71f.

38 Dividendenausgaben entnommen aus: Handbuch 1892/93, S. 21; Nicolai-Kolb 1991, S. 186.

Das Geschäft mit Wasser und Hygiene: Carl Hirschbergs Motive für die Gründung der Wasserleitungsgesellschaft

Als besonderes Verdienst Carl Hirschbergs und als nennenswertester Beitrag zur Stadt-
hygiene Itzehoes wird in den stadtgeschichtlichen Schriften die Gründung des Was-
serwerks herausgestellt.³⁹ Für die Stadt Itzehoe stellte die Versorgung der Bevölkerung
mit sauberem Wasser durch die Aktien-Wasserkunst in der Nachbetrachtung das ent-
scheidende Mittel zur Vorbeugung und Bekämpfung der Cholera dar, welche die Stadt
am schwersten im August 1857 ergriff, danach jedoch nie wieder in Itzehoe auftrat.⁴⁰

Die Förderung der Stadtgesundheit fand im Antrag um Genehmigung der Wasser-
leitungs-Gesellschaft allerdings keine Erwähnung.⁴¹ Einzig die Gewähr, dass die Stadt
keine Kosten zu tragen habe und die Finanzierung und Verantwortung bei den Initia-
toren liege, wurde dem Magistrat zur Begründung vorgebracht.

Die Durchsetzung und Realisierung der zentralen Wasserversorgung musste nicht
selten auf die Initiative des wohlhabenden Bürgertums zurückgehen, da in vielen Kom-
munen der Magistrat den Kostenaufwand scheute und, der Leistungsethik des bürger-
lichen Liberalismus folgend, es ohnehin im Verantwortungsbereich des Einzelnen lag,
Reinlichkeit und Gesundheit praktisch umzusetzen, weshalb von keiner Seite ein ob-
rigkeitlicher Handlungsanspruch abgeleitet wurde.⁴²

Die Motivation Hirschbergs, sich für die Schaffung einer zentralen Wasserversor-
gung einzusetzen, die aus heutiger Sicht den äußeren Rahmen für hygienische Lebens-
verhältnisse aller Menschen darstellt, erklärt sich aus seiner Rolle als Bürger und
Unternehmer. Das sensibilisierte Bürgertum war durch die Erkenntnisse der experi-
mentellen Hygiene, dass von verunreinigtem Fluss- und Brunnenwasser eine Gesund-
heitsgefahr ausging, in ihrer Angst und ihrem Ekel vor Cholera und Schmutz sowie in
ihrem Reinlichkeitsanspruch bestärkt, „auf der Basis der Beurteilung der Seuche als
,Volkskrankheit' gesellschaftliche Reinigungsmaßnahmen über die Grenzen des bür-
gerlichen Wohnbereichs“⁴³ zu ergreifen. Mit dem erleichterten Zugang zu sauberem
Wasser für die unteren Schichten sollten von jenen Reinlichkeitsstandards inkorporiert

39 Vgl. u.a. Irmisch 1960, S. 306: „Der Bau der Wasserleitung war eine Großtat ersten Ranges. Nun erst
war es überall in Itzehoe möglich, gesunde hygienische Verhältnisse zu entwickeln [...]“; Priewe
1991, S. 106: „Im Grunde löste dieses Jahr die Stadt von den neolithischen Grundlagen ihrer Zivilisa-
tion.“

40 Vgl. Irmisch 1960, S. 306.; Pelc 1991, 71f. Im Sommer 1857, als die Baumaßnahmen zur direkten
Wasserversorgung noch nicht abgeschlossen waren, erkrankten 65 Menschen an Cholera, wovon 45 star-
ben; siehe Irmisch 1960, S. 305.

41 Vgl. Stadtarchiv Itzehoe Abt. 302 Nr. 15 (1).

42 Siehe Frey 1997, S. 280 und 302.

43 Frey 1997, S. 264.

und gleichzeitig ansteckende Krankheiten inhibiert werden.⁴⁴ „Entsprechend eifrig bemühte man sich im Bürgertum [...] um eine effektivere Gestaltung der täglichen Reinigungspraxis mit Wasser und Seife“⁴⁵ und Hirschberg als Seifenfabrikant in Besonderem: Mit der Implementierung des Wassers als Konsumgut und erforderliches Mittel zur Reinigung von Haushalt, Kleidung und Körper zwecks Krankheitsabwehr musste auch der Seifenabsatz langfristig steigen.

Oftmals beruhten städtische Wasserwerke auf privatem Unternehmertum und wurden – wie zum Beispiel in Berlin 1852/53, Altona 1854 und Magdeburg 1858 – als Gewerbebetriebe mit der entsprechenden Gewinnerwartung erbaut und geführt.⁴⁶ Im Bürgertum war ein höheres Bedürfnis nach Wasser vorhanden als in den unteren Bevölkerungsschichten, denn zur Nutzung der sanitärtechnischen Objekte und Hygieneinstrumente, die vermehrt im Rahmen der Cholerafurcht installiert wurden, aber nur im Bürgertum verbreitet waren, bedurfte es zwangsläufig einer verbesserten Wasserversorgung. Die traditionelle Form des eimerweisen Schöpfens aus Hausbrunnen und öffentlichen Pumpen stieß an die Grenzen des Möglichen und aus bürgerlicher Perspektive zumutbaren Aufwands.⁴⁷ Hygieneartikel und -möbel wurden zusammen mit dem schnell und unkompliziert verfügbaren Wasser zu unbedingten Notwendigkeiten zur Krankheitsprophylaxe, aber auch im Kontext der Selbst- und Fremdwänge. Ein Umstand, der sich privatwirtschaftlich nutzen ließ:

*„Das neue Wasser war so nicht mehr ein Geschenk der Natur; das direkt aus der Quelle oder aus dem Erdreich geschöpft wurde, sondern ein Industrieprodukt. Es kam aus dem Wasserwerk und mußte mit einem festgelegten Preis bezahlt werden.“*⁴⁸

Dass anstelle der bloßen Gemeinnützigkeit solcher Unternehmungen die Gewinnerzielungsabsicht überwog, ist Orland und Reulecke zufolge durch die Überprüfung nachweisbar, in welchen Stadtgebieten zuerst Wasserleitungen gelegt wurden; meist wurde nämlich zuerst die zahlungskräftige Kundschaft gesucht und versorgt.⁴⁹ Dies

44 Siehe Frey 1997, S. 289. Hinter dieser menschenfreundlichen Motivation stand immer auch die Angst vor Ansteckung durch die Unreinlichkeit der unteren Schichten; siehe Frey 1997, S. 141f. und 185; Buttler 1997, S. 106.

45 Frey 1997, S. 268.

46 Siehe Reulecke 1990, S. 20.

47 Vgl. Orland 1991, S. 126; Frey 1997, S. 275f. und 280.

48 Frey 1997, S. 287.

49 Siehe Reulecke 1990, S. 21; Orland 1991, S. 126. Reulecke sieht eine Verlagerung auf den Gemeinnützigkeitsaspekt erst in den 1890er Jahren mit der Befreiung der Wasserwerke von der Gewerbesteuer. Vorher dürften sie für die Stadtverwaltungen vornehmlich eine lukrative Einnahmequelle bedeutet haben.

wurde auch im Fall der Itzehoer Wasserkunst praktiziert: Die Quellen, aus denen das Wasser bezogen wurde, befanden sich auf den Grundstücken von Mohr und Heesch, die Straßen, in denen Wulf, Hirschberg, Heesch, Mohr und Klahn wohnten und ihr Gewerbe betrieben, waren als erste mit Leitungen ausgestattet worden.⁵⁰

Dem „Regulativ nebst Bedingungen für die Interessenten der Itzehoer Aktien-Wasserkunst“ ist überdies zu entnehmen, dass der Anschluss ans Hauptrohr auf Kosten des Grundeigentümers erfolgte, was sich zu Beginn nicht jeder zu leisten vermochte und Hausbesitzer abgeschreckt haben dürfte, Anschlüsse in die Häuser und Arbeiterwohnungen legen zu lassen, da diese mitunter wohl befürchteten, die getätigten Investitionen nicht wieder über die Miete hereinholen zu können.⁵¹

Die Gegenüberstellung von Ausgaben (12.816 Reichstaler) und Einnahmen (443 Reichstaler) der Itzehoer Wasserleitungs-Gesellschaft im ersten Betriebsjahr lässt vermuten, dass die Leitungen nur zögerlich von einem kleinen Teil angenommen wurden.⁵² 1860 hatten sich die Einnahmen bereits verfünffacht und deckten sich nahezu mit den Investitionsausgaben für weitere Rohrlegungen, weshalb von wachsender Akzeptanz und Durchsetzung des Wasserleitungssystems in der gesamten Stadtbevölkerung ausgegangen werden kann. Begünstigend kam hinzu, dass Haushalte, die noch keinen Anschluss ans Wasserleitungssystem genommen hatten, ihr Wasser nach und nach nicht mehr über Pumpen beziehen konnten, weil diese als gesundheitsschädlich eingestuft und gesperrt wurden.⁵³

Die Itzehoer Wasserleitungsgesellschaft und die anfängliche Versorgungssituation entsprechen somit „bürgerlichen Wasserleitungsprojekten“, bei denen zunächst nur wenige und vorzugsweise wohlhabende Haushalte mit Leitungen ausgestattet worden waren, was die soziale Differenzierung der häuslichen Hygiene verstärkte.⁵⁴ Das unternehmerische Bürgertum war also sowohl Initiator als auch Konsument und primärer Nutznießer der Verbesserungen, die unteren Bevölkerungsschichten profitierten erst nachrangig. Dennoch stellte die Disponibilität sauberen Wassers den Übergang desselben vom Luxus- zum allgemeinen Konsumgut dar, wodurch sich auch dessen Charakter vom individuellen zum kollektiven Reinigungsmittel wandelte.⁵⁵ Dieser Aspekt

50 Siehe Pelc 1991, S. 71; Irmisch 1960, S. 306.

51 Siehe Orland 1991, S. 126. Vgl. auch Frey 1997, S. 284.

52 Die Beträge sind Pelc 1991, S. 71f. entnommen.

53 Vgl. Krohn 1981, S. 139.

54 Vgl. Frey 1997, S. 280 und 284.

55 Siehe Frey 1997, S. 289. Hierzu auch Miklantz 2005, S. 49f: „[Konsumprodukten] kommt nicht nur Darstellungsfunktion zu, sie haben darüber hinaus auch performative Wirkung. Als materialisierter Sinn verdeutlichen Produkte nicht nur bestimmte Bedeutungen, sondern bestärken und erzeugen diese auch. Ihr emblematischer Gebrauch verweist darauf, dass sie sowohl Modelle von als auch Modelle für

kommt in der allgemeinen Bezeichnung der Leitungwasserbezieher als „Consumenten“ zum Ausdruck: Wasser konnte von jedem bezogen und genutzt werden.⁵⁶

Das Engagement Hirschbergs zur Gründung der Wasserleitungsgesellschaft ist – noch vor dem erwerbswirtschaftlichen Eigennutz – Ausdruck einer „Kulturmission“, die sich einerseits aus dem Erbe der Aufklärung heraus als Wunsch nach universeller Verbreitung des richtigen, d.h. bürgerlichen Reinlichkeitsverhaltens speiste, andererseits den eigenen Anspruch, dem Ideal aufklärerisch-neuhumanistischer Bildung zu genügen, widerspiegelte und somit durchaus als eine auf Gemeinnützigkeit angelegte Gesundheitsmaßnahme bezeichnet werden kann.

Konkurrenzsituation

Der auf der Volkszählung von 1840 beruhenden Erhebung Kettemanns zufolge gab es in Schleswig-Holstein 21 selbstständige Seifenhersteller, wovon 18 in Städten und Flecken und 3 auf dem Land ihrem Gewerbe nachgingen.⁵⁷ Die Standorte werden jedoch nicht aufgeführt. Hirschbergs 1846 gestellter Antrag auf Senkung des Einfuhrzolls auf Kokosöl bzw. auf Erhöhung des Schutzzolls gegen die Kokosseifenimporte ist aber Indiz bestehenden Konkurrenzdrucks, dem sich Hirschberg zu Beginn von Hamburger und Altonaer Seifenfabrikanten ausgesetzt sah.⁵⁸

Für das Jahr 1864 verzeichnete die Abteilung für Statistik insgesamt 32 Seifenfabriken in den Herzogtümern, je 16 in Holstein und Schleswig liegend, wovon allerdings nur 22 als reine Seifenfabriken aufgeführt wurden.⁵⁹ Im „Handbuch für Handel, Verkehr und Industrie der Provinz Schleswig-Holstein-Lauenburg“ von 1892/93 wurden die Städte Kiel, Plön, Friedrichstadt und Flensburg als Standorte größerer Seifenfabriken genannt.⁶⁰ Diese traten aber wegen der Standortverteilung weniger in direkte Konkurrenz, als dass sie die Absatzgrenzen des Hirschbergschen Unternehmens bildeten.

etwas sind, dass soziale Prozesse also nach ihrem Vorbild organisiert werden. Als kulturelle Symbole zeigen Produkte nicht nur, was nach Ansicht des Kollektivs der Fall ist, sondern auch was sein könnte oder sollte. Sie tragen damit dazu bei, Wirklichkeit herzustellen, nicht nur zu vergegenwärtigen.“

56 Siehe Regulativ der Itzehoer Aktien-Wasserkunst (Privatarchiv Hirschberg); vgl. Frey 1997, S. 287.

57 Siehe Kettemann 1987, S. 54.

58 Siehe Stadtarchiv Itzehoe Abt. 259/5 (1).

59 Als Standorte werden samt Anzahl der ansässigen Seifenfabriken genannt: Apenrade: 1, Cappel: 1, Dwerkathen: 1, Eckernförde: 1, Elmshorn: 4, Flensburg: 2, Friedrichstadt: 2, Glückstadt: 2, Gottorf: 2, Harkesheide: 1, Heiligenhafen: 1, Höckelberg: 1, Itzehoe: 1, Kiel: 3, Neumünster: 1, Neustadt: 1, Oldesloe: 1, Ottensen: 1, Plön: 1, Segeberg: 1, Sonderburg: 2. In 8 Betrieben findet die Seifenfabrikation in „combinirten Anlagen“ statt, in denen das Seifensieden nicht zum Kerngeschäft gehört, zwei waren zu diesem Zeitpunkt wohl stillgelegt. Siehe Mittheilungen 1865, S. 28, 34 und 36.

60 Siehe Handbuch 1892/93, S. 11. Genannt werden außerdem Christiansfeld, Husum, Lauenburg und Ottensen.

Die Seifenfabrik Hirschberg besaß demnach eine Monopolstellung im Raum Westholstein, wo sie seit ihrer Gründung ohne direkte Konkurrenz blieb und auch die meiste Seife absetzte. Die verkehrsgünstige Lage Itzehoes, das sich am Kreuzungspunkt mehrerer modernisierter Landhandelswege befand und sich in den 1850er und 1860er Jahren die Rolle als zentraler Handels- und Umschlagplatz Westholsteins für Gewerbe-, Konsum- und Luxusartikel erwarb, kam ihr dabei entgegen.⁶¹

Mit wachsender Zahl von Großbetrieben auf dem Seifen- und Waschmittelsektor seit 1880 und dem dadurch gestiegenen Konkurrenzdruck, der sich in einem heftigen Preisverfall äußerte, stellten viele Eigentümer kleiner Seifenfabriken den Betrieb ein und gingen zum Seifenverkauf im Ladengeschäft über.⁶² Für Fabriken mittlerer Betriebsgröße war es jedoch bei entsprechend günstiger geographischer Lage, rationeller Seifenfabrikation und Ausrichtung auf den regionalen Absatzmarkt – wie im Fall der Seifenfabrik Hirschberg – lange Zeit möglich, ihre dortige Vorrangstellung gegenüber den Großbetrieben zu verteidigen.⁶³ Trotz zunehmender Werbung der überregional wirkenden Seifen- und Waschmittelhersteller blieb der Absatz der als „Hausmarken“ gehandelten Seifen kleinerer und mittlerer Siedereien auf dem regionalen Markt bis nach dem Zweiten Weltkrieg weit vor den Markenartikeln.⁶⁴

Trotz alledem hatte die Hirschbergsche Seifenfabrik nach 1900 auch mit dem Preisverfall zu kämpfen:

„[Der angestellte Handelsreisende] Herr Speck beschwerte sich ständig über zu hohe Preisforderungen. Herr Bartelt [Prokurist] erwiderte ihm dasselbe, was schon mein Großvater einem unzufriedenen Reisenden geantwortet haben soll: ‚Billige Seife kann ich auch ohne Sie verkaufen‘.“⁶⁵

Absatzgebiet

Wie im Handwerk wurde die Seife zuerst ausschließlich über den lokalen Markt abgesetzt. Der Transport mit Fuhrwerken über schlecht befestigte Straßen war zu beschwerlich und die Produktionsmenge aufgrund der technischen Gegebenheiten nicht ausreichend, um über die Stadt Itzehoe und deren Umland hinaus den Seifenverkauf im Verhältnis zu Kosten und Aufwand rentabel zu gestalten.

61 Siehe Pelc 1991, 79.

62 Siehe Brede 2005, S. 71.

63 Siehe Brede 2005, S. 71 und 258.

64 1928 war die Menge an Konsumseifen drei- bis viermal so groß wie das Segment der Markenfeinseifen; siehe Brede 2005, S. 253.

65 Aus: Memoiren Ludwig Hirschberg sen. (Privatarchiv Hirschberg).

Anhand eines Kundenmemorials von 1874/75 und einer Debitorenliste von 1901 lässt sich der Aktionsradius der Seifenfabrik für die jeweiligen Zeitpunkte bestimmen. Demzufolge wurden Privatpersonen, Einzel- und später Großhandel im Itzehoer Umland, im zentralen schleswig-holsteinischen Geestraum sowie im Raum Dithmarschen/ Westküste und im Elbmarschgebiet beliefert. Das Absatzgebiet blieb in den rund 25 Jahren nahezu deckungsgleich. Seine Grenzen markierten zum einen die Endpunkte der Verkehrsregion, welche durch die in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Chausseen und die Anlage des Eisenbahnnetzes geprägt war,⁶⁶ zum anderen waren diese auch bedingt durch die Standorte und Einzugsbereiche der Konkurrenz. Diesbezüglich lässt sich an die Zentralitätstheorie Christallers anknüpfen, der bei der Untersuchung von Versorgungs- und Verteilungsnetzen zentraler Orte, in denen Güter von überlokaler Bedeutsamkeit produziert werden, eine regional fixierte Rentabilitätsgrenze dieser Produktionsstätten ausmachte, bei der zum Beispiel – übertragen auf die Seifenfabrik Hirschberg – Arbeits- und Transportkosten oder Preissenkungen, um sich gegen die Konkurrenz zu behaupten, nicht mehr durch den Verkaufserlös jenseits dieser Grenze gedeckt wurden.⁶⁷

Die Annahme, dass die Produktionskapazität der Hirschbergischen Seifenfabrik mit der Versorgung des beschriebenen Raumes bei ihrem damaligen Technikstand ausgeschöpft war, scheint plausibel. Für 1901 bezeichnete die gleich bleibende Größe des Absatzgebietes jedoch keinen Stillstand, sondern war vielmehr Kennzeichen der Versorgungsbedeutung, nahm die Seifennachfrage doch in allen Bevölkerungsteilen aufgrund eines gestiegenen Reinlichkeitsbedürfnisses bzw. eines zunehmenden Sauberkeitserfordernisses sowie nachlassender Eigenproduktion der Haushalte zu. Folglich können die Anpassung an den Markt und die Erweiterung der Seifenfabrik als gelungen angesehen werden. Darauf verweist auch die wirtschaftliche Blüte des Unternehmens, die sich in der dokumentierten Umsatzsteigerung niederschlägt.

Seifenvertrieb

Bei Hirschberg erfolgte der Verkauf von Seife anfänglich über die direkte Belieferung des lokalen und regionalen Marktes, indem er seine Kundschaft mit der Kutsche persönlich aufsuchte;⁶⁸ nicht untypisch für die Zeit um 1850, dass der für den regionalen

66 Siehe Asmus 1989, S. 193: „So existiert auch noch bis 1865 keine durchgehende Chaussee zwischen Westholstein und dem östlichen Landesteil, sondern dieser Verkehr wird über die Verkehrszentren Hamburg und Kiel vermittelt. Die Anlage des Eisenbahnnetzes unterstreicht diese Struktur zunächst“.

67 Vgl. Wiegelmann 1975, S. 255-265.

68 Siehe Irmisch 1960, S. 310.



Abb. 3: Absatzgebiet der Seifenfabrik Hirschberg 1874/75. Basierend auf der Auswertung des Kundenmemorials der Seifenfabrik Hirschberg (Privatarchiv Hirschberg). Kartenmaterial: Google Maps (www.maps.google.de).

Bedarf produzierende Seifensieder selbst den Verkauf über Hausiererhandel betrieb oder zu Wochenmärkten erschien.⁶⁹

Mit steigender Absatzmenge ab 1870 wurden der Produktenhandel und Krämerläden von Carl Hirschberg persönlich oder durch einen angestellten Geschäftsreisenden aufgesucht, der zum Teil die Verhandlung und Kundenbetreuung übernahm.⁷⁰ Die Versorgung privater Stammkunden wurde aber nicht gänzlich eingestellt, wie die Vielzahl kleiner und kleinster Beträge, die im Kundenmemorial von 1874/75 für den Seifenverkauf veranschlagt werden, vermuten lässt. 1901 war der Direktverkauf allerdings nur noch eine Ausnahme wie etwa im Fall der Prinzessin Marie von Schleswig-Holstein-Glücksburg, die im Prinzeßhof in Itzehoe residierte.⁷¹ Die Analyse der Kundenstruktur ergibt, dass Einzelhandel und Wäschereien in den Städten und größeren Ortschaften zu den Hauptabnehmern zählten.

Der Vertrieb über einen Geschäftsreisenden wurde bis zur Produktionseinstellung der Seifenfabrik beibehalten, jedoch wurden, wie es Brede zufolge für die Zeit nach 1920 bei Seifenfabrikanten mittlerer Größe häufiger der Fall war, Grossisten zur Distribution und als Verbindung zu den Detaillisten hinzugezogen.⁷² Hierbei handelte es sich unter anderem um das Unternehmen Bartels & Langness (Bela), das die Vermarktung der Hirschbergschen Konsumseifen in Kiel betrieb.⁷³

69 Vgl. Brede 2005, S. 280.

70 Im „Programmheft für den Commers-Abend zur Feier des 50jährigen Geschäfts Jubiläums von Carl Hirschberg“ 1892 werden in einer „Heiteren Revue“ zwei angestellte Geschäftsreisende der Seifenfabrik, die Herren Behrens und Heesch, erwähnt, für die Zeit nach 1900 wird Herr Speck genannt. Zum Vergleich: Der Vertrieb der Ware über angestellte Handelsreisende geschah bei der Seifenfabrik Wolf in Schlüchtern ab etwa 1885, siehe Wittrock 2002, S. 13. Die Umgehung des Großhandels durch Direktvertrieb bzw. Fabrikantenhandel wurde im Seifengewerbe für gewöhnlich noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg praktiziert, um auf diese Weise den Kostenvorsprung der Großunternehmen durch eingesparte Händlerprovisionen zu kompensieren; vgl. Brede 2005, S. 282 sowie Sels 1959, S. 120f.

71 Vgl. Debitorenliste I. Januar 1901 (Privatarchiv Hirschberg).

72 Siehe Brede 2005, S. 281. „1928 wurden von den Stapelwaren bei Haushalts- und Feinseifen circa 50 Prozent über Groß- und Einzelhandel und 50 Prozent direkt über den Einzelhandel umgesetzt [...]“; ebd..

73 Eine genaue Datierung der Verbindung zum Unternehmen Bartels & Langness liegt nicht vor, wird aber von Rudolf Speck, Sohn des damaligen Handelsreisenden der Seifenfabrik Hirschberg und selbst nach dem Zweiten Weltkrieg als ungelerner Arbeiter bei Hirschberg beschäftigt, bestätigt.

Wie die meisten Klein- und Mittelbetriebe produzierte die Seifenfabrik Hirschberg hauptsächlich Haushalts- und Konsumseife, worunter Kern- und Schmierseife fielen, die unter der eigenen Firmenmarke vertrieben wurden. Auf Reklame für seine Produkte verzichtete Hirschberg, allenfalls für die Seifenfabrik selbst wurden seit den 1890er Jahren Anzeigen aufgegeben.⁷⁴ Werbung war ohnehin nicht notwendig, da sich Mitte des 19. Jahrhunderts Hersteller und Konsument aufgrund der Produktionsausrichtung „regionaler Markt“ in der Regel noch persönlich kannten. Das Anpreisen der eigenen Ware war zudem verpönt und galt unter Handwerkern als unehrenhaft; man wollte sich über die Qualität der Ware empfehlen.⁷⁵

Seifenprodukte Hirschbergs

Das Seifensortiment war einerseits durch die Produktionstechnik, andererseits durch die zur Verfügung stehenden Rohstoffe limitiert.⁷⁶ So spricht eine große Bandbreite an Seifenarten für die guten Kontakte zu den Bezugsquellen, doch ebenfalls musste sie sich am Kapital orientieren, da qualitativ hochwertige Fette entsprechend teuer waren. Wurden bereits kurz nach der Gründung der Seifenfabrik in Itzehoe weiße Seife, gelbe englische Seife, Sodaseife, Palmseife und Toilettenseife produziert,⁷⁷ stellte die grüne bis braune Schmierseife, auch Kaliseife genannt, das Hauptprodukt dar, die aus den farbgebenden, billigen Ölen wie Rüböl, Hanföl, Leinöl und Tran gesotten wurde.⁷⁸

Dem 1875 aufgestellten Bestandsverzeichnis für die Seifenfabrik und Ölmühle und der zugehörigen Bilanz des Geschäftsjahres 1874/75 zufolge lag der Schwerpunkt der Produktion auch weiterhin auf den einfachen Haushaltsseifen. Mehr oder weniger spezifisch wurden aufgeführt: Schmierseife, grüne Seife, Transeife, Terpentinseife, Ölseife I. und II. Qualität, Rasierseife, Stearinseife, Elainseife, Kernseife (weiß, grau und braun), Natur-Kernseife, Salzseife, Eschweiger Seife, Lavendelseife sowie nicht näher klassifizierte 5er, 8er, 12er und 20er Seife.⁷⁹ Verwendet wurden sowohl die Öle aus Übersee bzw. dem Ausland als auch tierische und pflanzliche Fette aus dem Inland.

Für Seifensieder wie Carl Hirschberg, die ausschließlich für den lokalen und regionalen Markt produzierten, war es nicht unüblich, sich der Produktspezialisierung, die eine Kostendegression bedeutet hätte, zu verweigern und stattdessen eine Vielzahl

74 Vgl. Handbuch 1892/93, S. 53.

75 Vgl. Brede 2005, S. 258.

76 Vgl. u.a. Barleben 1951, S. 20f.

77 Siehe Ibs 1991, S. 18.

78 Siehe Bertrich 1966, S. 22 und vgl. Siededokumentationen (Privatarchiv Hirschberg). Die grüne Seife stellte 1843 außerdem mit einer Menge von 182.400 Pfund den deutlich größten Posten dar; vgl. Ibs 1991, S. 18.

79 Siehe Warenbestand 1875 sowie Bilanz 1874/75 (beide Privatarchiv Hirschberg).

unterschiedlicher Seifensorten anzubieten – schließlich war der Umfang der Produktpalette Ausweis ihrer Fertigkeit als Seifensieder.

In sogenannten „Schmierkladden“ Hirschbergs finden sich Seifenrezepte samt Mengenverhältnissen und Zutaten, die mit dem Vermerk „Versuch“ gekennzeichnet sind. Es handelt sich dabei um meist teure Fein- bzw. Toiletteseifen, die tatsächlich produzierte Menge war allerdings sehr gering. So wurden in der Inventur des Seifenlagers von 1887 als „bessere“ Seifensorten aufgeführt: Kokosseife, Mandelseife, Rasierseife, marmorierte Seife, weiße Seife, Salzseife, Transeife, Kernseife, Toiletteseife (allgemein), Berliner Toiletteseife.⁸⁰

Das Repertoire der Seifen liest sich bisweilen umfangreich,⁸¹ auch im Lagerbestand von 1902 werden diverse ätherische Öle für die Toiletteseifenfabrikation aufgelistet.⁸² Dennoch blieben nach der Jahrhundertwende die marktgerechten Schmier- und Kernseifen einschließlich des in den 1880er Jahren aufkommenden Seifenpulvers das Hauptgeschäft und die Feinseifenproduktion mehr ein Nebenweig, zumal der Absatzmarkt nur klein war.⁸³

Dass Feinseifen aber dennoch, wenn auch nur in kleinen Mengen, hergestellt wurden, deutet auf gestiegene bzw. über die bloße Reinigungswirkung der Seife hinausgehende Ansprüche der Kundschaft hin. Zugleich verweisen das Bemühen Hirschbergs, mittels Produktinnovation und -vielfalt auch die Nachfrage jener Kunden befriedigen zu wollen, und die Fähigkeit, Trends wie die zunehmende Verwendung von Waschpulver und den steigenden Import von Toiletteseife zu erkennen und in die eigene Produktpalette zu integrieren, auf seine unternehmerischen Fähigkeiten.

Betriebsgröße

Um die Entwicklung der Betriebsgröße eines Unternehmens, also dessen Leistungspotential, darzulegen, ist ein Blick auf den Stand der eingesetzten Produktionstechnik und ihrer jeweiligen betrieblichen Einführung notwendig, um diese mit der Anschaf-

80 Siehe „Lagerbestand der Seifenfabrik 1887“ (Privatarchiv Hirschberg).

81 Darunter Erdnussseife, Honigseife, Terpentinseife, Kokosölseife, Parfümseife, Waschseife, Rosenseife, Gallseife, Silberseife, Creolinseife, 20-Mark Seife, 15-Mark Seife, Terpentinseife, Rasierseife, weiße Mandelseife, 7-Mark Seife, Mattled Soap, Eschweger Seife, Teerseife, Gelbe Seife, Veilchenseife; Prima Seife, Windsor-Seife, Cosmétique, Thurseife, Ananas Seife, Cocos Seife, Stearin-Seife, Kräuter-Seife.

82 Zum Beispiel Bergamottöl, Rosmarinöl, Lavendelöl, Cassiaöl, Gingergras, Moschussenz, Fenchelöl, Mandelöl, Benzoe-Essenz, Citronellöl, Cedernholzöl, Nelkenöl, Thymianöl und Mirbanöl.

83 So werden 1902 im Lagerbestand erwähnt: Schmierseife, Sparkernseife, Eschweger Seife, „Gute Talgseife“, „Ordinäre Cocosseife“, Terpentinseife, Seifenpulver und, subsumierend, Toiletteseife (Privatarchiv Hirschberg).

fungszeit innerhalb der Branche zu vergleichen. Allerdings ist bis auf eine Auflistung des Inventariums für 1876/77 im „Conto-Buch“ kein Hinweis auf die Betriebsgröße der Seifenfabrik Hirschberg erhalten. Danach wurden dort noch handwerkliche Herstellungsverfahren angewandt, wozu lediglich die Basisarbeitsmittel Siedekessel, Laugenkessel, Seifenformen, Seifenbecken sowie Kellen, Thermometer, Laugenmesser, Eimer und sonstige kleinere Handwerkszeuge erforderlich waren.⁸⁴

Ersatzweise kann die Beschäftigtenzahl als Indikator der Betriebsgröße herangezogen werden. Diese lag seit der Gründungsphase der Hirschbergischen Siederei über der durchschnittlichen Beschäftigtenzahl pro Betrieb des Seifengewerbes: Während 1875 im deutschen Reichsgebiet durchschnittlich 2,8 Beschäftigte auf jeden Betrieb entfielen,⁸⁵ waren bei Hirschberg bereits in den 1850er Jahren je nach Bedarf zwischen zwei und fünf Arbeiter und Tagelöhner angestellt.⁸⁶ Auch in der Zeitspanne von 1880 bis 1900, als die Zahl der Betriebe mit mehr als zehn Personen deutlich anstieg, die Seifenfabriken mit ein bis zehn Beschäftigten aber noch als repräsentativ galten, arbeiteten im Itzehoer Unternehmen „Hirschberg, Seifenfabrik und Oelmühle“ 1899 insgesamt 30 Personen (28 Männer, zwei Frauen), wovon ca. die Hälfte der Seifensiederei zuzurechnen waren.⁸⁷ Erst als ab 1910 die Großbetriebe, vor allem in der Waschmittel- und Feinseifenindustrie, rasant zunahmen und die kleinen und mittleren Betriebe nach und nach verdrängten, geriet die Seifenfabrik Hirschberg im Vergleich zu jenen personell und technisch ins Hintertreffen, konnte sich aber dennoch auf dem regionalen Markt behaupten.⁸⁸ Die spätestens 1899 erfolgte, zeitgerechte Umstellung auf Dampfverseifung,⁸⁹ mit der sich die Seifenfabrik Hirschberg letztlich von der Kleinerzeugerebene abhob und einen wichtigen Teilschritt beim Übergang vom Handwerks- zum Fabrikssystem vollzog, hatte daran großen Anteil.

84 Wurden anfangs noch Holz- oder Kupferkessel benutzt, ging man seit 1870 im Seifengewerbe zu schmiedeeisernen Kesseln über, die leichter zu reparieren waren, was häufiger geschehen musste; siehe Brede 2005, S. 147 und vgl. die im Inventarium 1876 (Privatarchiv Hirschberg) angegebenen Rechnungen für Reparatur.

85 Siehe Sels 1959, S. 65 (Tab. 6).

86 Siehe Pelc 1991, S. 89.

87 Siehe Sels 1959, S. 70 und Verzeichnis der gewerblichen Anlagen, die der Gewerbeaufsicht unterstellt sind, aufgestellt am 6. Dezember 1899, lfd. Nr. 71 in: Landesarchiv Schleswig (LAS) Abt. 320 Nr. 948.

88 Siehe hierzu die allgemeinen Ausführungen von Sels 1959, S. 71ff.

89 Siehe LAS Abt. 320 Nr. 948.

Tod Carl Hirschbergs und Geschäftsübernahme durch die Söhne

Johann Daniel Carl Hirschberg verstarb am 12. Februar 1899. Am 5. Oktober 1900 wurde, gemäß testamentarischem Wunsch, das seit 1888 als offene Handelsgesellschaft geführte Familienunternehmen unter Beibehaltung des Namens im Handelsregister den Söhnen Carl Joachim Ernst und Ludwig Paul Heinrich Hirschberg offiziell übertragen.⁹⁰

Konkrete Aussagen über die Entwicklung der Seifenfabrik Hirschberg bis zum Ersten Weltkrieg können aufgrund der unzureichenden Quellenlage nicht gemacht werden, anhand der Jahresschlussrechnungen von 1898, 1900 und 1902 ist jedoch ein durchweg positiver Trend für das gesamte Hirschbergsche Unternehmen in Itzehoe über die Bilanzwerte ablesbar, die für 1898 rund 870.000 Reichmark (RM), für 1900 knapp über einer 1.000.000 RM und 1902 etwa 1.450.000 RM betragen.⁹¹ Gültige Aussagen über das Geschäft mit der Seife lassen sich darüber nicht formulieren, da keine Gewinn- und Verlustrechnung angestellt wurde, allerdings weisen die ebenfalls in den Vermögensausweisen aufgeführten Inventarwerte der Seifenfabrik darauf hin, dass keine größeren Neuanschaffungen getätigt bzw. Modernisierungen vorgenommen wurden: Für 1898 wurde das Inventar der Seifenfabrik nach Abschreibung auf einen Wert von 6.400 RM beziffert, dieser Wert war 1900 gleich, für 1902 wurde er mit 8.000 RM angegeben. Gleichwohl hinterließ Carl Hirschberg seinen Söhnen ein einträgliches Unternehmen, worauf die verzeichneten Lagerbestände an Seife (mit einem Produktionswert im genannten Zeitraum zwischen 64.000 RM und 100.000 RM) und Außenstände (jeweils um 60.000 RM) schließen lassen. Demnach verzeichnete das Unternehmen Hirschberg ein organisches Wachstum nicht zuletzt infolge steigender Nachfrage von Seifen.

Zur Lage der Seifenfabrik Hirschberg zwischen 1914 und 1945

Kriegsbedingte Engpässe und Ausfälle der Rohstoffversorgung, Inflation und Zwangsbewirtschaftung setzten – unterbrochen von kurzen Erholungsphasen mit überkompensatorischer Nachfrage, die wiederum von Preisschleuderei gekennzeichnet waren und großbetriebliche Erzeuger von Markenartikeln für sich entschieden⁹² – der deutschen Seifenindustrie zwischen 1914 und 1950 immer wieder stark zu.⁹³ Auch die

90 Siehe Testament Carl Hirschbergs und beglaubigte Abschrift aus dem Handelsregister (beide Privatarchiv Hirschberg). Für das Geschäft in Hamburg wurde zudem Johannes Dethleffsen Prokura erteilt.

91 Siehe Bilanzen der Jahre 1898, 1900 und 1902 (Privatarchiv Hirschberg).

92 Siehe Brede 2005, S. 78.

93 Genauere Ausführungen können aus Platzgründen nicht gemacht werden. Für einen branchenspezifischen Überblick sei an dieser Stelle auf Neutz 1956, Sels 1959 und Brede 2005 verwiesen.

Hirschbergsche Seifenfabrik war von wirtschaftlichen Einbußen und politischen Hemmnissen betroffen. Da der Absatz auf den regionalen Markt ausgerichtet war, fiel die Krise für die Seifenfabrik Hirschberg als größerer Produzent jedoch milder aus. Deshalb konnte die Seifenfabrikation in Itzehoe ohne Unterbrechung fortgeführt werden, wohingegen kleinere Seifenfabriken die Erzeugung vorübergehend oder gar dauerhaft einstellen mussten. Quantifizierbare Daten sind für diesen Zeitraum nicht vorhanden, aus einer 1921 für die Schleswig-Holsteinische Landesbrandkasse erstellten Gebäudebeschreibung der Seifenfabrik geht aber deren Zustand hervor:

„Es handelt sich um durchweg sehr alte Gebäude mit stark abgenutzten Holzfußböden und teils leichter Bauweise. [...] Die Pappdächer sind mehr oder weniger mangelhaft. Für die sehr schlechten Pfannendächer sind von vor zwei Jahren vergebens neue Pfannen beantragt, eine umfangreiche gründliche Reparatur ist unbedingt erforderlich. Sämtliche Zinkdachrinnen und Abfallrohre sind, sofern sie nicht überhaupt fehlen, restlos erneuerungsbedürftig. Alle Fenster und Holzaußenteile bedürfen dringend eines mehrfachen Farbanstriches. Sehr erhebliche Glaschäden. Glasbedarf war bislang nicht zu decken.“

Die Bausubstanz der einzelnen Gebäudeteile wird darüber hinaus fast durchgängig mit „stark abgenutzt“ und „mangelhaft“ klassifiziert. Das Ausbleiben von Erneuerungen und allgemeinen Investitionen in die Seifenfabrik war aus unternehmerischer Perspektive dem ungewissen Fortgang des während des Ersten Weltkrieges zwangsbewirtschafteten Seifengewerbes geschuldet.

Die Ereignisse und Gegebenheiten zwischen 1930 und dem Ende des Zweiten Weltkrieges stellten die Seifenfabriken mittlerer Größe trotz unterbundenen Konkurrenzkampfes vor enorme wirtschaftliche Probleme; für sie konnte diese Phase bestenfalls Bestandsverwaltung bedeuten. Im Fall der Seifenfabrik Hirschberg war dies nicht anders. Carl und Ludwig Hirschberg zogen sich Anfang der 1930er Jahre aus dem operativen Geschäft zurück und übertrugen die Leitung ihrer Unternehmen Teilhabern auf Zeit. Geschäftsführer für Itzehoe wurde der langjährige Familienvertraute Otto Bartelt.⁹⁴

Einer erhaltenen Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1940/41 ist zu entnehmen, dass die Seifenfabrik, deren Bilanzwert sich auf 195.000 Reichsmark belief, Seifen im Wert von rund 200.000 Reichsmark umsetzte und einen Reingewinn von über 54.000 Reichsmark verbuchen konnte.⁹⁵

⁹⁴ Vgl. Memoiren Ludwig Hirschberg sen. (Privatarchiv Hirschberg). Ihm ging Wilhelm Mackel als Teilhaber voraus, der jedoch verschied. Ludwig Hirschberg sen. verstarb 1935.

⁹⁵ Der Nettoerlös von rund 54.000€ entspricht einer heutigen Kaufkraft von etwa 200.000 € (siehe Privatarchiv Hirschberg).

Nachkriegszeit und Ende der Seifenfabrik Hirschberg

Im Juli 1945 erhielt Carl Hirschberg jr. die mündliche Zusage zur Produktionserlaubnis durch das Military Government of Germany, die schriftliche Genehmigung erfolgte im Januar 1946.⁹⁶ Dem von ihm vorgelegten „Produktions-Kapazitäts-Bericht“ nach gab es keine kriegsbedingten Schäden und somit waren auch keine Wiederinstandsetzungsmaßnahmen erforderlich, um die Seifenerzeugung fortzusetzen.⁹⁷ Ganz anders das „Holsteinische Dampfseifenwerk Langness und Co.“: Es wurde 1945/46 bei der Seifenfabrik Hirschberg untergebracht, da die Fabrikation in Kiel infolge eines Bombenschadens nicht weiter betrieben werden konnte.⁹⁸

In der Seifenfabrik Hirschberg wurden zu diesem Zeitpunkt 17 Personen beschäftigt: 3 Facharbeiter, 11 Hilfsarbeiter (darunter 7 Frauen) und 3 sonstige Angestellte.⁹⁹ Die monatliche Maximalproduktionsleistung bei entsprechender Auslastung und Versorgung mit Energie- und Rohstoffen bezifferte Hirschberg auf 75t Waschpulver, 65t

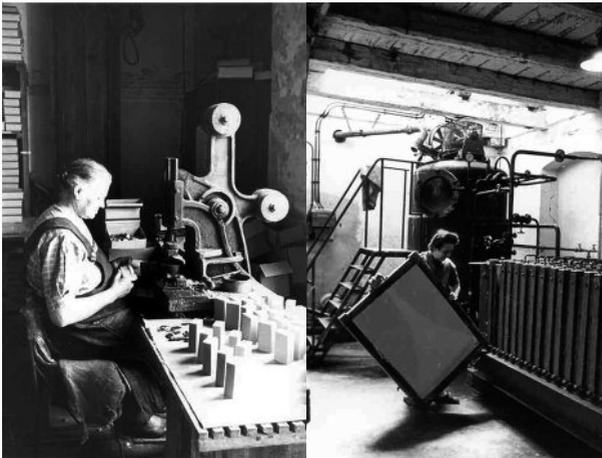


Abb. 4/5: Werksaufnahmen aus der Seifenfabrik Hirschberg (1950) (Quelle: Kreis- und Stadtarchiv Itzehoe).

grüne Seife, 18t Kernseife und 35t Einheitsseife. Entgegen seiner Planung genehmigte ihm das Military Government im Januar 1946 für drei Monate aber lediglich die Erzeugung von Waschmittel in einer Menge von 120t pro Monat, was mit der erteilten Verlängerung im März 1946 sogar auf 40t eingeschränkt wurde. Eine Anhebung um 10t Waschpulver „zweiter Qualität“ nach einem weiteren Quar-

96 Siehe „Chemie – Produktionsgenehmigungen Hirschberg, Carl, Seifenfabrik Itzehoe H2 (1946-1948)“, in: LAS Abt. 691 Nr. 10200.

97 Siehe „Produktions-Kapazitäts-Bericht und Antrag auf Produktionserlaubnis“ vom 8. November 1945, in: LAS Abt. 691 Nr. 10200.

98 Siehe Schreiben des Dampfseifenwerks Langness an das Landeswirtschaftsamt vom 16. Januar 1946, in: LAS Abt. 691 Nr. 28534. Langness und Co. war die einzige Fabrik in Schleswig-Holstein, die mit der Herstellung von Einheitsseife betraut wurde.

99 Siehe „Produktions-Kapazitäts-Bericht und Antrag auf Produktionserlaubnis“ vom 8. November 1945, in: LAS Abt. 691 Nr. 10200.

tal, verbunden mit einer vorerst unbefristeten Produktionsgenehmigung, bedeutete keine Entspannung. Diese stellte sich erst ein, als mit der Besserung der Rohstoffversorgungslage ein vom Landeswirtschaftsamt ausgestelltes Permit vom 9. Mai 1947 der Hirschberg'schen Seifenfabrik eine Produktion von Waschpulver und Kernseife nach Maßgabe des Seifenplans einräumte.¹⁰⁰

Trotzdem blieb die wirtschaftliche Situation prekär, Material- und Rohstoffknappheit setzten der Seifenfabrik weiter zu. So wurden unter anderem Hirschbergs Antrag auf einen Lastkraftwagen mit Anhänger abgelehnt und eine Zuteilung von Eisenbezugscheinern zwecks Anschaffung einer neuen Seifenmaschine verweigert.¹⁰¹ Dass es um die Versorgungssituation allgemein nicht gut bestellt war, zeigt auch die an das Landeswirtschaftsamt gerichtete Bitte Carl Hirschbergs jr., seine Angestellten mit einer Zuteilung von Schuhwaren zu bedenken.¹⁰²



Abb. 6: Werksaufnahme aus der Seifenfabrik Hirschberg (1950) (Quelle: Kreis- und Stadtarchiv Itzehoe).

Wie vielen anderen klein- und mittelständischen Seifenfabrikanten in der Nachkriegszeit erging es auch der Itzehoer Unternehmung: Die „einst in Schleswig-Holstein führende Seifenfabrik“¹⁰³ war den neuen chemisch-technischen Anforderungen der Waschmittelbranche und der Konkurrenz durch Großunternehmen während und nach Aufhebung der Zwangsbewirtschaftung nicht gewachsen:

„Zwar waren wir noch immer die größte Seifenfabrik in Schleswig-Holstein, aber mit unserer unmodernen Einrichtung waren wir nicht auf die Umwälzung im Waschmittelsektor vorbereitet. Unfaßbar erschien uns die Prophezeiung, daß Seife nicht mehr auf der Basis von natürlichen Ölen und Fetten, sondern nur noch chemisch hergestellt werden würde. Unter solchen Zukunftsaussichten glich die Fabrikanlage in Itzehoe mehr einem Museum als einer Fabrik.“¹⁰⁴

100 Ebd.

101 Siehe Schreiben des Landeswirtschaftsamtes vom 1. Sept. 1947 sowie vom 22. März 1948, in: LAS Abt. 691 Nr. 28534.

102 Siehe Hirschbergs Schreiben vom 7. Februar 1947, in: LAS Abt. 691 Nr. 28534.

103 Irmisch 1960, S. 311.

104 Siehe Memoiren Ludwig Hirschberg sen. (Privatarchiv Hirschberg); vgl. auch Irmisch 1960, S. 311. Bei der Abschlussinventur wird neben Waschpulver, flüssiger Seife, Ölseife, Kernseife und Bohnerwachs Toiletteseife in den Sorten Flieder, Lavendel, mit Köln-Wasser, als Badeseife sowie Feinseife unter dem Produktnamen „Carola“ gelistet (Privatarchiv Hirschberg).

Die Analyse der den in den Inventar-Akten vom 28. Dezember 1945¹⁰⁵ aufgeführten Arbeitsgeräte zeigt nicht nur eine auf Schmier- und Kernseife ausgerichtete Produktion, sondern auch, dass ein Großteil der Gerätschaften dem Stand der Technik von vor dem Ersten Weltkrieg entsprach.

Weiterhin entzog der nach dem Zweiten Weltkrieg stattfindende Strukturwandel im Reinigungsmittelverbrauch, d.h. der Übergang von den Schmier- und Kernseifen – den einstigen Hauptprodukten der Itzehoer Fabrik und seit alters her eine Domäne der mittleren und kleinen Betriebe – hin zu Markenwaschmitteln und -feinseifen, den Hirschbergs die ökonomische Rechtfertigung der Fabrikationsfortführung.¹⁰⁶ Die Bilanz für das Geschäftsjahr vom 21. Juni 1948 bis 31. Dezember 1949 bekräftigt dies: Es wird darin ein Verlust des Hirschbergschen Unternehmens von 10.684 DM ausgewiesen. Dieser ergab sich infolge der Abschreibungen, von einer finanziellen Notlage kann keine Rede sein. Es konnten auf diese Weise jedoch keine Rücklagen für eine Modernisierung der Seifenfabrik gebildet werden, die notwendig gewesen, aber extrem kostspielig ausgefallen wäre.¹⁰⁷ Unter diesen Gesichtspunkten war die Seifenfabrik langfristig nicht zu halten, auch wenn im Geschäftsjahr vom 1948/49 Seifen und Waschmittel in Höhe von knapp 200.000 DM umgesetzt wurden. Ende 1950 wurde deshalb die Auflösung der Seifenfabrik beschlossen. Der damals werkführende Seifensieder Erich Becker wurde mit der Liquidation betraut, die 1953 abgeschlossen wurde.¹⁰⁸ Vom Verkaufserlös erwarb die Familie Hirschberg sechs Läden in Kiel und Umgebung und gründete die Seifen- und Kosmetikhandlung „C.H. Seifen“.

Bedeutung Carl Hirschbergs als Unternehmer für die Stadtgeschichte und Stellenwert der Seifenfabrik

Die Stadt Itzehoe verdankt Hirschberg neben seinem politischen Engagement zur stadtplanerischen Ausgestaltung die Ingangsetzung mehrerer Firmen und Projekte, die ohne dessen Unternehmergeist und Seifenfabrik als wirtschaftlichem Ausgangspunkt nicht möglich gewesen wären. Auch nach den anderen Firmengründungen blieb die Seifenfabrik das Kerngeschäft Carl Hirschbergs, der nach wie vor seine eigene Arbeitskraft

105 LAS Abt. 691 Nr. 10200.

106 Vgl. Irmisch 1960, S. 311; Memoiren Ludwig Hirschberg sen. (Privatarchiv Hirschberg).

107 Auch die bereits entstandenen Reparaturkosten der Maschinen und Gebäude (rund 31.000 DM) deuten auf eine deutliche Überalterung hin; vgl. Gewinn- und Verlustrechnung des Geschäftsjahres 1948/49 (Privatarchiv Hirschberg).

108 Fabrikgelände und Gebäude blieben im Besitz der Familie Hirschberg, bis die Stadt Itzehoe das Grundstück im Rahmen der Stadtsanierung (Zuschüttung der Störschleife) 1974 erwarb; siehe Memoiren Ludwig Hirschberg sen. (Privatarchiv Hirschberg).

und Fertigkeit als Seifensieder in diese einbrachte, den Verkauf der Seifen und die Beschaffung der Rohstoffe organisierte sowie die Produktentwicklung betrieb. Carl Hirschberg wird in der Stadtgeschichte als „Selfmademan, klug, gewandt, fleißig, erfinderisch und geschäftstüchtig“¹⁰⁹ sowie leistungsorientiert, aber schlicht und bescheiden beschrieben, als mustergültiger Wirtschaftspionier charakterisiert und zu einem der Garanten des wirtschaftlichen Aufschwungs Itzehoes zu einer modernen Industriestadt erhoben – Eigenschaften und Wertzuschreibungen, die der in Firmenfestschriften oder Unternehmerbiografien häufig anzutreffenden Darstellung des Unternehmertyps entsprechen. Ungeachtet dessen waren diese Zuschreibungen Ausweis der ihm entgegengebrachten Hochschätzung. Diese bezog sich zwar vornehmlich auf die von ihm verantworteten Gründungen von Ölmühle und Futtermittelfabrik sowie der Mechanischen Netzfabrik und Weberei, welche die Seifenfabrik an Beschäftigtenzahl und Umsatz überragten und deren innovative Produkte von überregionaler Bedeutung waren, die Seifenfabrik stand in ihrer Bedeutung hinter jenen dennoch keineswegs zurück. Der Erfolg des Unternehmens bemaß sich aber nicht nur am Saldo, dem Bestehen am Markt, Wachstum und Rentabilität, sondern an der Einbindung in lokale Netzwerke und ihrem Wirken darauf und darin. Im Geschäft mit Wasser und Seife nahm Hirschberg direkten Einfluss auf die Stadtgesellschaft, wurde aus der bürgerlichen Positionierung heraus zum Agenten der Hygiene und sozialen Akteur, dessen gesundheitspolitische Absicht zur Durchsetzung der Hygienestandards sich mit dem Bestreben des Unternehmers, Kapital und Renommee zu akkumulieren, verband und dadurch zur Realisierung kam.

In der Initiative zur Gründung der Aktien-Wasserkunst konkretisierte sich letztlich die Relevanz des bürgerlichen Unternehmensführers als soziokultureller Impulsgeber. Indem der Seifenfabrikant Hirschberg die Probleme und Bedürfnisse „des Marktes“ (höhere Konsumtion von Seife und Wasser infolge eines sich durchsetzenden Reinlichkeitsstandards) erwerbswirtschaftlich-rationell bzw. absatzorientiert analysierte und diese durch Übernahme finanziellen Risikos und Intermediation beseitigte bzw. befriedigte, gelang es ihm – ausgestattet mit dem ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital – diese einerseits für sich zu nutzen und andererseits zum allgemeinen Sauberkeitsbewusstsein und -verhalten beizutragen.

109 Irmisch 1960, S. 309.

Literaturverzeichnis

Asmus, Walter (1989)

Probleme der Verkehrsstruktur und Verkehrsentwicklung in Schleswig-Holstein und ihr Einfluß auf die gewerbliche Entwicklung 1800-1867. In: Brockstedt, Jürgen (Hg.): *Gewerbliche Entwicklung in Schleswig-Holstein, anderen norddeutschen Ländern und Dänemark von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Übergang ins Kaiserreich* (= Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 17). Neumünster, S. 183-206.

Barleben, Ilse (1951)

Kleine Kulturgeschichte der Wäschepflege. Düsseldorf.

Bausinger, Hermann (2005)

Volkskultur in der technischen Welt. Erweiterte Neuausgabe von 1961. Frankfurt.

Bertrich, Fred (1966)

Kulturgeschichte des Waschens. Düsseldorf/Wien.

Brede, Christina (2005)

Das Instrument der Sauberkeit. Die Entwicklung der Massenproduktion von Feinseifen in Deutschland 1850 bis 2000 (= Cottbuser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt, Bd. 26). New York/München/Berlin.

Buttler, Christina (1997)

Reinlichkeit für den Landmann – ein Projekt der Aufklärung in Niedersachsen. Göttingen (Diss.).

Frevort, Ute (1984)

Krankheit als politisches Problem 1770-1880. Soziale Unterschichten in Preußen zwischen medizinischer Polizei und staatlicher Sozialversicherung (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 62). Göttingen.

Frey, Manuel (1997)

Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland, 1760-1860 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 119). Göttingen.

Göckenjan, Gerd (1985)

Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M.

Handbuch (1892/93)

Handbuch für Handel, Verkehr und Industrie.

Ibs, Jürgen (1991)

Die Stadt im Umbruch: Vorindustrialisierung, Massenarmut und politische Bewegung des Vormärz in Itzehoe von 1815 bis 1851. In: Stadt Itzehoe (Hg.): *Itzehoe. Geschichte einer Stadt in Schleswig-Holstein*, Bd. 2: Von 1814 bis zur Gegenwart. Itzehoe, S. 5-68.

Irmisch, Rudolf (1960)

Geschichte der Stadt Itzehoe. Itzehoe.

Kaschuba, Wolfgang (1992)

„Deutsche Sauberkeit“ – Zivilisierung der Körper und der Köpfe. In: Vigarello, Georges: *Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter*. Frankfurt/M., S. 292-326.

Kettemann, Otto (1987)

Handwerk in Schleswig-Holstein. Geschichte und Dokumentation im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 18). Neumünster.

Krohn, Rudolf (1981)

Spaziergänge durch Alt-Itzehoe. Münsterdorf.

Miklautz, Elfie (2005)

Die Produktwelt als symbolische Form. In: König, Gudrun M. (Hg.): *Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur* (= Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche, Bd. 1). Tübingen, S. 43-61.

Mittheilungen (1865)

Statistische Mittheilungen aus der schleswig-holsteinischen Zolldirection über das Jahr 1864, H. 1-3, zusammengestellt von der Abtheilung für Statistik. Flensburg.

Mönkemeyer, Klaus (1988)

Sauberkeit, Schmutz und Körper. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Sauberkeit zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg. Marburg (Diss.).

Müller, Roland (1988)

Ein Rückblick auf die wirtschaftliche Entwicklung im Kreis Steinburg. In: Steinburger Jahrbuch, 32, S. 10-17.

Neutz, Erich (1956)

Das Seifenkartell von 1954, seine Vorgeschichte und seine Durchführung unter besonderer Berücksichtigung seines Zusammenhangs mit der Entwicklung des westdeutschen Seifen- und Waschmittelmarktes. Nürnberg.

Nicolai-Kolb, Britta (1991)

Itzehoe unter preußischer Regierung 1867-1918: Industrieller Ausbau, gesellschaftliche Konflikte, Modernisierung des städtischen Lebens und Erster Weltkrieg. In: Stadt Itzehoe (Hg.): Itzehoe. Geschichte einer Stadt in Schleswig-Holstein, Bd. 2: Von 1814 bis zur Gegenwart. Itzehoe, S. 113-193.

Orland, Babara (1991)

Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege. Reinbek.

Ottenjann, Helmut (1985)

Anschreibebücher als ergänzendes Quellenmaterial zur Produktion und Konsumtion handwerklicher Erzeugnisse. Möglichkeiten und Grenzen der Interpretation, aufgezeigt am Beispiel einiger Tischler-Rechnungsbücher. In: Kieler Blätter zur Volkskunde, XVII, S. 85-123.

Pelc, Ortwin (1991)

Itzehoe auf dem Weg zur Industriestadt: Gesellschaft, Wirtschaft und Politik in Itzehoe 1851-1866. In: Stadt Itzehoe (Hg.): Itzehoe. Geschichte einer Stadt in Schleswig-Holstein, Bd. 2: Von 1814 bis zur Gegenwart. Itzehoe, S. 69-112.

Pierenkemper, Toni (2000)

Unternehmensgeschichte. Eine Einführung in ihre Methoden und Ergebnisse (= Grundzüge der modernen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1). Stuttgart.

Priewe, Friedrich (1991)

Lebendiges Itzehoe. Beiträge zu 750 Jahren Stadtrecht. Rendsburg.

Reulecke, Jürgen (1990)

Die Politik der Hygienisierung. Wandlungen im Bereich der kommunalen Daseinsvorsorge als Elemente fortschreitender Urbanisierung. In: Behnken, Imbke (Hg.): Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Op-laden, S. 13-25.

Sels, Ludwig (1959)

Wettbewerbsprobleme in der deutschen Seifenindustrie. Köln (Diss.).

Wiegelmann, Günter (1975)

Diffusionsmodelle zur Ausbreitung städtischer Kulturformen. In: Kaufmann, Gerhard (Hg.): Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis zum 7. Oktober 1973. Göttingen, S. 255-265.

Wittrock, Christine (2002)

Saubere Geschäfte, weiße Westen und Persilscheine. Die Geschichte der Seifenfabriken in Schlüchtern und Steinau seit 1825. Hanau.

Berichte und Mitteilungen

Die Arbeitsgemeinschaft *Maritime Landschaft Unterelbe* – Ziele, Aufgaben und Praxisbeispiele aus Schleswig Holstein

Matthias Bunzel

In der 40. Ausgabe der TOP habe ich über mein Volontariat und meine wissenschaftliche Mitarbeit im Museumsdorf Cloppenburg berichtet; nun folgt ein Bericht über die Tätigkeit, die ich im Anschluss daran im Dezember 2011 angenommen habe und seither ausübe, nämlich die Leitung der Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft *Maritime Landschaft Unterelbe* mit Sitz in Grünendeich, Landkreis Stade (Niedersachsen).

Dabei geht es mir zum einen um die Vorstellung der Arbeitsgemeinschaft selbst und eine Schilderung der Ausgangssituation und der Motivationen, die zu ihrer Gründung geführt haben. Darüber hinaus möchte ich einige Praxisbeispiele aus dem schleswig-holsteinischen Teilbereich unserer Gebietskulisse aufzeigen, um die Ansatzpunkte unserer Arbeit anschaulich zu machen. Doch zunächst einmal einige Erläuterungen zu dem Begriff *Maritime Landschaft Unterelbe* und seinen geographischen Grundlagen.

1 Der Begriff *Maritime Landschaft Unterelbe*

Der Begriff *Maritime Landschaft Unterelbe* wird heute im doppelten Wortsinn verwendet. Zum einen beschreibt er eine historisch-geographische Landschaft, die sich beidseits entlang der Unterelbe erstreckt. Mit dem Begriff „Unterelbe“ ist dabei der letzte, tideabhängige Abschnitt des Flusses vor der Mündung gemeint. Zum anderen bezeichnet der Begriff eine politisch-administrative Gebietskulisse, deren Grenzen von denjenigen kommunalen Gebietskörperschaften gebildet werden, die sich in der gleichnamigen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen haben.

In landschaftlicher Hinsicht umfasst der Begriff insbesondere die Landstriche, die erdgeschichtlich unmittelbar vom Urstromtal der Elbe geprägt wurden.¹ Dazu zählen ganz ausdrücklich auch die an die Nebenflüsse der Unterelbe angrenzenden Landschaften. Im strengen Wortsinn beginnt die Unterelbe bei der Staustufe Geesthacht, wobei wir aufgrund der Trägerstruktur der Arbeitsgemeinschaft mit dem Begriff in unserem Tagesgeschäft jedoch einen etwas enger gefassten räumlichen Bereich meinen. Dieser beginnt in Hamburg in etwa auf Höhe der Landungsbrücken und erstreckt sich von dort bis zum Übergang der Unterelbe in die Nordsee an einer gedachten Linie zwi-

¹ Siehe Bunzel/Meier 2013, S. 25ff.

schen Friedrichskoog-Spitze und der Cuxhavener Kugelbake. Somit umfasst die *Maritime Landschaft Untereibe* – räumlich gesehen, im Norden beginnend und dann im Uhrzeigersinn vorgehend – die Landschaften (Süder-)Dithmarschen, Holsteinische Elbmarschen, Altes Land, Land Kehdingen, Tide-Oste und Land Hadeln. Damit gehören auch die Flüsse Stör, Krückau, Pinnau, Este, Lühe, Schwinge, Ruthenstrom, Oste und Medem (in ihren tidebeeinflussten Abschnitten) sowie der Nord-Ostsee-Kanal (von Brunsbüttel bis Aebtissinwisch) und die diversen Neben- und Binnenelben zum landschaftlichen Einzugsbereich.

In administrativer Hinsicht umfasst die Arbeitsgemeinschaft das Gebiet folgender Kommunen (im Uhrzeigersinn, beginnend im Norden): Gemeinde Friedrichskoog, Stadt Brunsbüttel, Kreis Steinburg, Kreis Pinneberg, Freie und Hansestadt Hamburg, Landkreis Stade und Landkreis Cuxhaven.² Innerhalb dieser Gebietskulisse gibt es mehrere Ämter/Samtgemeinden³ sowie selbständige Gemeinden, die der Arbeitsge-

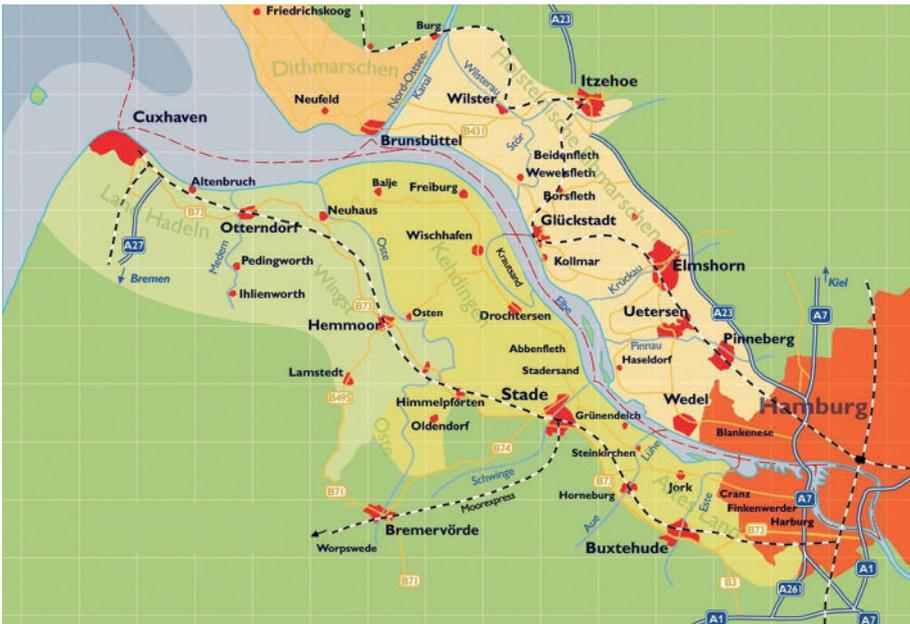


Abb. 1: Übersichtskarte der Maritimen Landschaft Untereibe.

2 „Landkreis“ ist in Niedersachsen die gleichbedeutende Bezeichnung der Gebietskörperschaften, die in Schleswig-Holstein „Kreise“ heißen.
 3 „Samtgemeinde“ ist in Niedersachsen die in etwa gleichbedeutende Bezeichnung der Gemeindeverbände, die in Schleswig-Holstein „Ämter“ heißen.

meinschaft als eigenständige Mitglieder beigetreten sind. Insgesamt besteht die Gesellschaft derzeit aus 22 kommunalen Mitgliedern.⁴ Jüngstes Mitglied ist die Stadt Otterndorf im Landkreis Cuxhaven (Niedersachsen); ihr Beitritt wurde am 1. April 2014 vollzogen.

Das Geschäftsgebiet der *Maritimen Landschaft Unterelbe* umfasst also einen Raum, der sich aus der Flussperspektive ergibt. Da die Unterelbe einen administrativen Grenzraum bildet, sind in diesem Fall drei benachbarte Bundesländer beteiligt. Mit ihrem länderübergreifenden Charakter stellt diese Zusammenarbeit durchaus eine Besonderheit dar, denn oftmals enden Zuständigkeiten an den Grenzen der jeweiligen Gebietskörperschaften. Auch vor diesem Hintergrund und im Bewusstsein gewachsener kultureller Verbindungen jenseits von und quer zu Verwaltungsgrenzen wurde die Kooperative ins Leben gerufen. Es ist eine kontinuierliche Herausforderung und zugleich ein wesentliches Merkmal, quasi eine Marktlücke für die Arbeit der Geschäftsstelle, in dieser Konstellation immer wieder fluss- und länderübergreifende Verbindungen herzustellen.

2 Kurzer Abriss der Entstehungsgeschichte der heutigen Arbeitsgemeinschaft

Die Geschichte der Arbeitsgemeinschaft in ihrer heutigen Form geht auf die Mitte der 1990er Jahre zurück. Verschiedene Kräfte aus Denkmalpflege, Kommunalpolitik und aus der regionalen Kulturszene an der Unterelbe nahmen in dieser Zeit im Zusammenhang mit dem fortschreitenden wirtschaftlichen Strukturwandel, insbesondere im Kontext der maritimen Wirtschaft, eine Gefährdung des regionalen maritimen Erbes wahr. Auch die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem drohenden Verlust von maritimem Erbe und der Notwendigkeit seiner Erhaltung hatte in dieser Zeit Konjunktur. Im Jahr 1995 veröffentlichte Jörgen Bracker, der damalige Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte, seine Kulturgeschichte der Unterelbe unter dem Namen „Unser Strom“⁵ und leistete damit einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Sensibilisierung für dieses Thema.

Erste diesbezügliche informelle Vorgespräche führten zur Tagung „Die maritime Landschaft der Niederelbe“ am 28. September 1996 in Stade, zu der die damalige Bezirksregierung Lüneburg⁶ in Zusammenarbeit mit der Stadt Stade⁷ eingeladen hatte. Die Inhalte dieses Zusammentreffens wurden in dem Tagungsband „Maritime Land-

4 Eine vollständige Liste der kommunalen Mitglieder steht unter dem Link <http://www.maritime-elbe.de/wir-ueber-uns/mitglieder.html> bereit.

5 Bracker 1995.

6 Heute Amt für regionale Landesentwicklung Lüneburg.

7 Heute Hansestadt Stade.

schaft Niederelbe⁸ veröffentlicht. Als Referenten beteiligt waren seinerzeit Jörgen Bracker (Museum für Hamburgische Geschichte), Joachim Kaiser (Autor und Gutachter zum Themenkomplex historische Schiffe), Dirk Peters (Deutsches Schifffahrtsmuseum Bremerhaven) und Klaus Püttmann (Bezirksregierung Lüneburg, Abt. Denkmalpflege). Bei der Auswertung des Tagungsbandes wird deutlich, dass der denkmalpflegerische Gedanke ein starker Motor der damaligen Initiative war. Klaus Püttmann hat im Rahmen der Tagung diese Triebfeder wie folgt beschrieben:

„Ein Denkmalpfleger ist häufig auf der Suche nach möglichen Nutzern für leerstehende historische Gebäude und Anlagen. Er ist dankbar für Investoren, die ein Gebäude sanieren; eine Gaststätte z. B. in einer Mühle einrichten, ein Museum in einem Speicher oder Ferienwohnungen in einem historischen Kaufmannshaus. (...) [D]en Baudenkmalern (und ihren Besitzern) hilft der Tourismus und, wie ich meine, umgekehrt dem Tourismusgewerbe nutzt auch ein interessantes Angebot an historischen Sehenswürdigkeiten in Form von Baudenkmalen.“⁹

Diese Denkrichtung, die von einer positiven Verbindung zwischen dem Erhalt des kulturellen maritimen Erbes und den neuen Möglichkeiten durch zeitgenössische Nutzungsformen ausgeht, zieht sich wie ein roter Faden durch die bisherige Arbeit rund um die *Maritime Landschaft Unterelbe* und ist auch ein Markenzeichen der Arbeitsgemeinschaft in ihrer heutigen Form geblieben. Im Sprachgebrauch der Arbeitsgemeinschaft ist in diesem Zusammenhang der Begriff der „Inwertsetzung“ etabliert worden.

Die angesprochene Tagung blieb dank des großen Engagements der hiesigen Akteure kein singuläres Ereignis, sondern bildete vielmehr den Auftakt zu einer Abfolge von Maßnahmen, die in der Formierung der heutigen Arbeitsgemeinschaft mündeten. Zunächst wurde das Thema im Rahmen eines INTERREG IIc-Programmes (EU-Programm zur Förderung der grenzübergreifenden Zusammenarbeit) weiter bearbeitet; außerdem konnten Fördermittel der Metropolregion Hamburg eingeworben werden. Diese Aktivitäten führten zur Erarbeitung der dreibändigen Studie *„Maritime Landschaft Unterelbe. Bestandsaufnahme, Zielkonzept, Maßnahmenprogramm“*,¹⁰ die auch heute noch eine wichtige inhaltliche Grundlage der Arbeit darstellt.

In diesem Zusammenhang wurde das Projekt als Leitprojekt der Metropolregion, also als Projekt von besonderer metropolregionsweiter Bedeutung etabliert. Dank star-

⁸ Bezirksregierung Lüneburg (Hg.) 1997.

⁹ Bezirksregierung Lüneburg (Hg.), S. 39.

¹⁰ *Maritime Landschaft Unterelbe 2000/2001*. Die dreibändige Studie steht für die interessierte Öffentlichkeit zur Verfügung. Auf Wunsch sendet die Geschäftsstelle gern Exemplare zu. Der Verfasser bittet ggf. um Nachricht.

ken Antriebs in der Kommunalpolitik ist es im Jahr 2002 gelungen, die heutige länderübergreifende Arbeitsgemeinschaft zu schaffen. Dabei haben sich die beteiligten Kommunen auf der Basis des „Vertrags über die Arbeitsgemeinschaft *Maritime Landschaft Unterelbe*“ in der Rechtsform einer Gesellschaft bürgerlichen Rechts zusammengeschlossen.

3 Das Haus der Maritimen Landschaft Unterelbe

Seit 2003 hat die Arbeitsgemeinschaft ihren Sitz im „Haus der Maritimen Landschaft Unterelbe“. Dabei handelt es sich um die ehemalige Seefahrtsschule des Landkreises Stade in Grünendeich, die im Jahr zuvor geschlossen worden war. Das Haus ist heute nicht nur Sitz der Geschäftsstelle,¹¹ sondern zugleich auch ein offenes Haus für Einheimische und Naherholungssuchende, die sich hier über die Unterelbe und die maritimen Freizeitangebote in der gesamten Region informieren können. Damit steht es symbolhaft für die Arbeitsweise der Gesellschaft; es stellt ein Beispiel für die Inwertsetzung, also die Nachnutzung eines maritimen Gebäudes zum Zwecke der Naherholung und der Pflege der gewachsenen maritimen Strukturen dar.

Es wäre wohl etwas zu hoch gegriffen, im engeren Sinn von einem Museum zu sprechen, doch ein Ausstellungshaus, das einen erheblichen Mehrwert im Vergleich



Abb. 2: Das Haus der Maritimen Landschaft Unterelbe in Grünendeich.

zu einer reinen Touristinfo bietet, ist es allemal. Der Ausstellungsbereich umfasst als Dauerausstellung ein begehbares Modell der Unterelbe. Der Besucher beschreitet in diesem Modell quasi den Wasserweg und blickt von dort aus auf die maritim-kulturellen Besonderheiten, die sich entlang des Flusslaufes darbieten.

Ergänzt wird dieses Modell um eine mindestens einmal jährlich wech-

¹¹ Genau genommen sind es sogar zwei Geschäftsstellen. Auch der Tourismusverband des Landkreises Stade hat hier seinen Sitz.

selnde künstlerische Ausstellung aus den Bereichen maritime Malerei und/oder maritime Fotografie. Aktuell zeigt das Haus in Kooperation mit dem Fotokreis Stade die Fotoausstellung „Elbansichten. Neue Impressionen aus der Maritimen Landschaft Unterelbe“. Diese Ausstellung ist nach dem Gesichtspunkt der Charakteristika der einzelnen Landschaften, die ich oben in Kapitel 1 genannt habe, zusammengestellt. Zudem beherbergt das Haus der Maritimen Landschaft Unterelbe ein Planetarium und eine sogenannte Kapitänsbrücke, die zu festgelegten Zeiten und nach Absprache besichtigt werden können. Weitere Informationen zu den hauseigenen Angeboten, Öffnungszeiten und Preisen für die Besichtigung von Planetarium und Kapitänsbrücke stehen im Internet zur Verfügung.¹²

4 Ziele und Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft mit Praxisbeispielen aus Schleswig-Holstein

Der Gründungsvertrag der heutigen Gesellschaft bringt noch einmal ganz prägnant das zentrale Anliegen der Aktivitäten auf den Punkt, die die Geschäftsstelle heute im Auftrag der kommunalen Mitglieder entfaltet:

„Auf Basis und in Fortführung der bisher gewonnenen Ergebnisse des Projektes ‚Maritime Landschaft Unterelbe‘ verfolgt die Arbeitsgemeinschaft den Zweck, das Maritime Erbe an der Unterelbe zu erhalten, weiterzuentwickeln und diesen einzigartigen Kulturraum zu stärken. [...] Mit ihren Aktivitäten will die Arbeitsgemeinschaft Projekte und Aktivitäten aller Art unterstützen, die dieses Ziel verfolgen. Die maritimen Potentiale des Unterelberaums sollen für die Regionalentwicklung genutzt und insbesondere im Rahmen von Freizeit- und Tourismusangeboten ausgebaut werden.“¹³

Auch wenn das maritime Erbe als Gründungsgedanke nach wie vor den Ausgangspunkt für die heutigen Aktivitäten darstellt, so hat sich die Arbeit doch im Laufe der Zeit vor dem Hintergrund der sich weiter entwickelnden Gegebenheiten und Anforderungen ausdifferenziert. Das gegenwärtige Aufgabenspektrum lässt sich gut anhand von vier thematischen Schwerpunkten (im Sprachgebrauch der Gesellschaft: Handlungsfeldern) zusammenfassen: In inhaltlicher Hinsicht sind dies die drei Handlungsfelder „Inwertsetzung des maritimen Erbes“, „Verbesserung der wassertouristischen Infrastruktur“ und „Befahrbarkeit von Häfen und Nebenflüssen“.¹⁴ Hinzu kommt, quasi als Quer-

¹² Siehe unter www.maritime-elbe.de/wir-ueber-uns/haus-der-maritimen-landschaft.html.

¹³ § 1 (2) des Vertrags über die Arbeitsgemeinschaft Maritime Landschaft Unterelbe.

¹⁴ Da das Handlungsfeld „Befahrbarkeit“ im Zusammenhang mit dem Themenspektrum der TOP von nachrangiger Bedeutung ist, wird für diesen Bereich kein separates Beispiel aufgeführt.

schnittsaufgabe, um die maritimen Angebote in die Öffentlichkeit zu tragen und um überhaupt ein öffentliches Bewusstsein für den Themenkomplex „Untereelbe“ zu schaffen, das Handlungsfeld „Maritimes Regionalmarketing“.

4.1 Inwertsetzung des maritimen Erbes

Um die Aufgaben innerhalb dieses Handlungsfeldes zu charakterisieren, sei zunächst gesagt, dass die Arbeitsgemeinschaft bzw. ihre Geschäftsstelle nicht unmittelbar als Bauträger oder Bauherr auftritt. Sie fungiert vielmehr als Netzwerkstelle, die mit lokalen Initiativen in Kontakt tritt und diese nach Absprache und in Abhängigkeit von den örtlichen Gegebenheiten unterstützt. Dies kann auf ganz unterschiedliche Weise geschehen, je nachdem in welcher Projektphase sich die Aktivitäten vor Ort befinden. Beispielsweise unterstützt die Geschäftsstelle die Aktiven vor Ort durch die Erstellung bzw. Co-Finanzierung von Machbarkeitsstudien, durch die Begutachtung von Fördermittelanträgen, durch die Moderation von Beteiligungsverfahren von Stadtentwicklungsprojekten oder bei der Außerdarstellung.

Im Fall der Seilfähre „Else“, die im Kreis Steinburg in Schleswig-Holstein über die Stör hinweg die Gemeinden Beidenfleth und Bahrenfleth miteinander verbindet, hat die Geschäftsstelle im Jahr 2005 ein integriertes Nutzungskonzept finanziell unterstützt, das zur weiteren Aufrechterhaltung dieser Fährlinie beigetragen hat. Die Fährverbindung, die auch im Bestandskatalog der Maritimen Landschaft Untereelbe (siehe 2) aufgeführt ist, weist für ihren Einzugsbereich eine hohe soziale und kulturhistorische Bedeutung auf. Sie existiert seit dem Jahr 1588 und ist die letzte bestehende Fährverbindung über die Stör. Sowohl von Erntefahrzeugen als auch von Pendlern und Touristen wird sie gern genutzt.

Das Gutachten sah einen Neubau der Fähre und eine Weiterentwicklung der fahrradtouristischen Bedeutung der Linie vor. Im Jahr 2006 löste der vorgeschlagene Neubau die alte Fähre von 1940 ab; der Bestand der Linie konnte mit dieser Maßnahme gewährleistet werden. Die Studie wurde von der Gesellschaft *Region Nord – Büro für Regionalentwicklung* erstellt und ist auf Wunsch in der Geschäftsstelle der Maritimen Landschaft Untereelbe einsehbar.

Um dieses Aufgabenspektrum noch etwas zu veranschaulichen und um es auf ein Beispiel aus der Museumslandschaft zu übertragen: Die *Maritime Landschaft Untereelbe* ist im Rahmen ihrer Möglichkeiten in diesem Kontext auf ähnliche Weise tätig wie etwa die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern in ihrem eigenen Tätigkeitsfeld.¹⁵

¹⁵ Vgl. www.museen-in-bayern.de/die-landesstelle/die-landesstelle/leitbild.html.

4.2 Wassertouristische Infrastruktur als zusätzlicher Schwerpunkt

Das Handlungsfeld „Wassertouristische Infrastruktur“ hat sich im Lauf der Zeit als eigenständiger Schwerpunkt aus dem Bereich „Inwertsetzung“ heraus entwickelt. Dabei geht es um die Aufrechterhaltung von wassertouristischen und wassersportlichen Aktivitäten im Revier Unterelbe und Nebenflüsse, auch und insbesondere vor dem Hintergrund des demographischen Wandels. Da eine Vielzahl von Hafenanlagen an der Unterelbe vor allem von Wassersportvereinen genutzt wird, würde eine Ausdünnung von wassersportlichen Aktivitäten tendenziell zur Verwaisung von Infrastrukturen führen, die auch aus landschaftspflegerischer Sicht kaum hinnehmbar wäre. Deshalb bemüht sich die Geschäftsstelle mit unterschiedlichen Maßnahmen um die Förderung von wassertouristischen Aktivitäten. So hat sie beispielsweise im Jahr 2011 den „Skipper Guide“¹⁶ herausgebracht. Dabei handelt es sich um eine Broschüre, die erstmals auf einen Blick 36 Hafenorte im Revier und die jeweiligen Hafenanlagen vorstellt; davon 17 in Schleswig-Holstein. Die Geschäftsstelle möchte damit auf die Vielfalt der hiesigen Fluss- und Hafenlandschaften aufmerksam machen und die Leserschaft zum eigenen Entdecken der vorgestellten Anlagen animieren. Die erfreulich hohe Nachfrage nach dieser Publikation zeigt, dass ein erhebliches Interesse an diesem Thema vorhanden ist. Die zweite Auflage befindet sich derzeit in Vorbereitung. Geplant ist, die dargebotenen Informationen um eine Übersicht über die ortsansässigen Wassersportschulen und die vereinsinternen Ausbildungsmöglichkeiten zu erweitern, um den Zugang zu diesen Informationen niedrigschwelliger zu gestalten.

4.3 Maritimes Regionalmarketing

Um die öffentliche Aufmerksamkeit auf das maritime Erbe entlang der Unterelbe zu lenken, betreibt die Arbeitsgemeinschaft nicht nur ihr eigenes Ausstellungshaus (vgl. Kap. 3), sondern organisiert auch Publikumsveranstaltungen in der Region. Über eine derartige Aktivität haben Dirk Meier und ich bereits in TOP berichtet.¹⁷

Eine weitere, sehr große Veranstaltung dieser Art fand im Jahr 2013 statt. In Zusammenarbeit mit den Wasser- und Schifffahrtsämtern in Hamburg und Cuxhaven wurde nach 2009 zum zweiten Mal der „ElbeLeuchtturmTag“ organisiert.¹⁸ Beteiligt waren auch die Trägervereine von drei Museumleuchttürmen; die Veranstalter wurden von der IG Seezeichen personell unterstützt.

16 Maritime Landschaft Unterelbe (Hg.) 2011.

17 Vgl. Bunzel/Meier 2013.

18 Siehe www.elbeleuchtturmtag.de.

ElbeLeuchtturmTag

VON HAMBURG BIS ZUR NORDSEE

11 Leuchttürme haben am 1. September von 10-17 Uhr für Sie geöffnet.

56 Leuchttürme säumen die Elbe von Hamburg bis zur Nordsee. Am 1. September 2013 von 10-17 Uhr öffnen einige der markanten Türme ihre Türen für die Öffentlichkeit.

Mehr Infos unter: www.elbeleuchtturmtag.de

01.09.2013

Abb. 3: Ausstellungsplakat zum ElbeLeuchtturmTag 2013.

Leuchttürme stehen symbolhaft für den maritimen Charakter der Region und ziehen immer wieder die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Allerdings sind sie nur in den seltensten Fällen für das Publikum geöffnet, denn sie dienen ja eigentlich der Orientierung auf See und sind damit quasi Arbeitsgeräte. Anders am ElbeLeuchtturmTag: Zu dieser Veranstaltung waren elf Leuchttürme der Region für das Publikum geöffnet, davon zwei in Schleswig-Holstein (Unterfeuer Scheelenkuhlen und Oberfeuer Kollmar) sowie einer in Hamburg, unmittelbar an der schleswig-holsteinischen Landesgrenze (Oberfeuer Tinsdal). Ungefähr 3.800 Besucher machten an diesem Tag von der seltenen Besichtigungsmöglichkeit Gebrauch und brachten die beteiligten Seezeichen damit an ihre Kapazitätsgrenze.

Parallel wurde ein informativer Flyer erarbeitet, der diese maritimen Schätze vorstellt,¹⁹ die Internetseite zum Thema dient auch über die Veranstaltung hinaus als Wissensdatenbank für die interessierte Öffentlichkeit.

Kontakt:

Arbeitsgemeinschaft *Maritime Landschaft Unterelbe*
 - Geschäftsstelle -
 Kirchenstieg 30
 21720 Grünendeich
 Tel. 04142/88941-0
 info@maritime-elbe.de
 www.maritime-elbe.de

Literatur

- Bezirksregierung Lüneburg (Hg.) (1997)
 Maritime Landschaft Niederelbe. Dokumentation der Tagung vom 28.9.1996. Lüneburg.
- Bracker, Jörgen (1995)
 Unser Strom. Hamburg und die Niederelbe von Lauenburg bis Cuxhaven (= Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums, Bd. 41). Hamburg.
- Bunzel, Matthias/Dirk Meier (2013)
 Die Elbe – alles im Fluss. Geschichte einer maritimen Landschaft. Ausstellung im Museum Brunsbüttel, in: TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, 45, S. 25-30.
- Maritime Landschaft Unterelbe* (2000/2001)
Maritime Landschaft Unterelbe. Bestandsaufnahme, Zielkonzept, Maßnahmenprogramm. 3 Bde. Hamburg u.a.
- Maritime Landschaft Unterelbe* (Hg.) (2011):
 Skipper Guide. Yacht- und Sportboothäfen. Grünendeich.
- Region Nord und Günther & Pollok Landschaftsplanung (2005)
 Integriertes und nachhaltiges Nutzungskonzept für die Seilfähre in Beidenfleth. Itzehoe.

¹⁹ Restexemplare sind in der Geschäftsstelle noch vorhanden und werden bei Interesse gern abgegeben.

Vertrag (2002)

Vertrag über die Arbeitsgemeinschaft *Maritime Landschaft Untereelbe*. Stade.

Weiterführende Literatur (Auswahl):

Jäger-Dabek, Brigitte (2007)

Untereelbe. Das Reise- und Lesebuch für das Land am Strom. Bremen.

Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein/Schleswig-Holstein Maritim e.V. (Hg.) (2007)

Kurs Schleswig-Holstein. Maritime Kultur entdecken. Kiel.

Schleswig-Holsteinischer Heimatbund (Hg.) (2000)

Historische Kulturlandschaften in Schleswig-Holstein. Ein Führer und Leitfaden zum Planen, Gestalten und Entdecken. 2. korr. Aufl. Neumünster.

museen am meer -**Rückblick und Ausblick auf den Kieler Museumsverbund***Anne Czichowski*

Wer oder was sind die *museen am meer*? Die *museen am meer* sind acht Kieler Sammlungen und Museen, die mit ihrer besonderen Lage an der Kieler Förde ihr gemeinsames Potenzial entdeckt haben. Die acht Häuser (Antikensammlung, Aquarium GEOMAR, Kunsthalle zu Kiel, Medizin- & Pharmaziehistorische Sammlung, Stadtgalerie Kiel, Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseum mit Fischhalle und Warleberger Hof sowie Zoologisches Museum) sind verbunden durch eine gemeinsame Geschichte und eine lange wissenschaftliche Museumstradition. Darüber hinaus schaut der Museumsverbund *museen am meer* nun auf eine dreijährige stolze Anzahl an Projekterfolgen zurück.

Doch wie kam es eigentlich zu der Idee dieses Verbundes? Die Idee zum Projekt *museen am meer* entstand bereits vor einigen Jahren. Acht Häuser der wissenschaftlichen Museen und Sammlungen in Kiel kamen zu dem Entschluss, gemeinsam ihre Kräfte und Ressourcen zu bündeln. Die drei öffentlichen Träger dieser Museen, die Christian-Albrechts-



Abb. 1: Markenpräsentation 2011 mit den Museumsleitungen des Verbundes (Foto: museen am meer).

Universität zu Kiel, das GEOMAR-Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung Kiel und die Landeshauptstadt Kiel, schlossen 2010 eine Kooperationsvereinbarung. Ziel dieser Vereinbarung war es, eine gemeinsame Dachmarke für die acht beteiligten Häuser zu entwickeln. Die Zusammenarbeit der ersten Förderphase richtete sich insbesondere an die Interessengruppe der Kreuzfahrttouristen und Besucher Kiels, aber auch die Einheimischen sollten durch gemeinsame Aktionen und Veranstaltungen angesprochen werden. Das Konzept überzeugte schließlich auch das Land Schleswig-Holstein, welches die *museen am meer* über das „Zukunftsprogramm Schleswig-Holstein 2007 – 2013 zur kulturwirtschaftlichen Erschließung kultureller Ressourcen“ mit Mitteln des

Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) unterstützte. Über eine dreijährige Förderphase wurden die Museen und Sammlungen mit ihrem Projekt zur gemeinsamen Marketingstrategie gefördert.¹

Welche Maßnahmen setzte man in den drei Jahren um? In vier Aktionspaketen wurden die einzelnen Maßnahmenbausteine verpackt. Diese alle einzeln



Abb. 2: museen am meer-Tag 2013 (Foto: Stefan Kolbe).

aufzuzählen, würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Deshalb werden hier nur einige der wesentlichen Bausteine genannt.

1. Die Entwicklung eines gemeinsamen Corporate Designs und Logos für die Dachmarke *museen am meer*, mit der Registrierung der Wortbildmarke beim DPMA² (inkl. aller Rechte und Übertragung der Rechte an die Kooperationspartner);
2. gemeinsame Außenbeschilderung und Printprodukte (Anzeigen, Pressemitteilungen, Präsentationen und Werbemittel);
3. mehrsprachige Broschüren/Flyer;
4. gemeinsamer Internetauftritt (mit mehrsprachigen Landingpages);
5. Training der Mitarbeitenden der *museen am meer*;
6. Entwicklung von Qualitätsstandards der *museen am meer*;
7. Besucherbefragungen und -statistiken;
8. ein häuserübergreifendes Rabattsystem;
9. Entwicklung des Museumsforscherangebots, des Sonntags!*museen am meer* und des *museen am meer*-Tages;
10. regelmäßige Treffen der Beteiligten.

Mit diesen Maßnahmen ist es dem Projektmanagement, angesiedelt an der Christian-Albrechts-Universität (Dr. Boris Pawlowski, Anne Waller und Heike Stumpfenhorst),

¹ Vgl. Pressemitteilung „museen am meer ziehen positive Bilanz“, 28.11.2013, und „museen am meer. Umsetzungsstand der definierten Maßnahmen“. Stand 25.11.2013.

² DPMA = Deutsches Patent- und Markenamt.

und den Museen von 2011 bis 2013 gelungen, die acht Häuser nach außen hin sichtbarer zu machen und das Interesse für deren aktuelle Inhalte zu wecken. Dabei hat es der Museumsverbund geschafft, die Stärken der Häuser zusammenzuführen, ohne deren Eigenständigkeiten anzutasten.³ Einer der größten Meilensteine war sicherlich die Smartphone-App „Kiel Museumsmeile. Die Entdecker-App“, welche jedoch in einem gesonderten Bericht in der nächsten Ausgabe der TOP vorgestellt werden soll.

Beendet wurde die dreijährige Projektphase mit einer Abschlussveranstaltung, in der alle Vertreterinnen und Vertreter der beteiligten Institutionen eine positive Bilanz zogen. Auf dieser Abendveranstaltung im Kieler Kulturforum reichte die Christian-Albrechts-Universität den Staffelstab weiter an die Landeshauptstadt Kiel, die sich bereit erklärt hatte, das Projektmanagement der *museen am meer* zu übernehmen. Ziel der künftigen Projektträgerin ist es, alles daran zu setzen, das bisher Erreichte zu bewahren und weiter auszubauen. Die Einrichtung einer Geschäftsstelle *museen am meer* im Amt für Kultur und Weiterbildung der Landeshauptstadt Kiel ist dabei ein erster Schritt. Meine halbe Stelle, auf der ich in der Geschäftsstelle tätig bin, ist jedoch befristet. Es bleibt zu hoffen, dass sie über den



Abb. 3: Werbemittel der *museen am meer* 2012 (Foto: *museen am meer*).

Juni 2014 hinaus erhalten werden kann. Nur so können etablierte Maßnahmen wie die Verbundwebsite, die Organisation und Öffentlichkeitsarbeit für die gemeinsamen Veranstaltungen *Sonntags!museen am meer* und der *museen am meer*-Tag erhalten bleiben und gepflegt werden. Auch die geplanten weiteren Vorhaben, wie etwa der Ausbau einer mehrsprachigen *museen am meer*-App sowie die Weiterentwicklung der gemeinsamen Vermittlungsarbeit des Museumsverbundes, können nur dann vorangetrieben werden, wenn es eine fest eingerichtete Geschäftsstelle der *museen am meer* gibt. Vorrangiges Ziel des Verbundes und der Geschäftsstelle ist es, im Jahr 2014 weitere Fördergelder zu akquirieren, um so an die erfolgreichen vergangenen drei Jahre mit der Etablierung des Museumsverbundes anzuknüpfen.

³ www.museen-am-meer.de.

Zwischen Universität, Museum und regionaler Kulturarbeit

Nina Hennig

Es kommt mir vor, als ob ich als Volkskundlerin in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen zur beruflichen bzw. professionellen Selbstreflexion aufgefordert werde. Dies begann bereits, bevor ich ernsthaft berufstätig, also vor allem auch erwerbstätig wurde. In einem Seminar von Prof. Dr. Ute Mohrmann beschäftigte ich mich 1994 (vor 20 Jahren!!) mit der akademischen Arbeitslosigkeit, also einer von mehreren Alternativen, die mich nach dem Studium erwarten konnten. Das war wie kalt duschen, um darauf zu hoffen, keine Erkältung zu kriegen. Ich erhielt keine Erkältung, sondern ein Volontariat, eine Elternzeitvertretung sowie eine Doktoranden- und Assistentenstelle. Aber der Reihe nach, wobei ich diese Reihe abkürzen kann, da 1997 die nächste Aufforderung zum Zwischenresümee kam. In der Zeitschrift „TOP“ berichtete ich aus meinem „Leben als Museums-Volontärin“, das ich damals in den Volkskundlichen Sammlungen des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums auf dem Hesterberg in Schleswig verbrachte. Damit hatte sich – zumindest auf Zeit – mein bereits vor dem Studium bestehender Berufswunsch „Museum“ erfüllt. Wie er sich geformt hatte und was ich unternahm, um dem Ziel näher zu kommen und vor allem, wie ich die Etappe damals empfand, lässt sich dort nachlesen.¹

Die sich anschließende Zeit als Elternzeitvertretung am Dithmarscher Landesmuseum in Meldorf fiel leider sehr kurz aus. Die Aussicht auf ein ganzes Jahr mit einer regulär bezahlten vollen Wissenschaftlerstelle reduzierte sich aus verwaltungstechnischen Gründen kurzfristig auf die Möglichkeit eines halben Jahres bei halbem Deputat. Solche Fallstricke, die nichts mit der persönlichen Qualifikation zu tun hatten, waren für mich damals noch nicht vorstellbar, und ich war dementsprechend schockiert. Letztendlich blieb ich nur zweieinhalb Monate am Museum und wechselte zum Sommersemester 1998 zurück ans Seminar für Volkskunde an der Kieler Universität, das ich erst rund zwei Jahre zuvor als Magister-Absolventin verlassen hatte. Nun saß ich plötzlich auf der anderen Seite des Tisches, bereitete Seminare und Exkursionen vor und führte sie durch, anstatt Teilnehmerin zu sein. Ich musste nicht mehr nur „mein“ Referatsthema vertreten, sondern eigentlich 15 bis 25 verschiedene spontan in den Sitzungen ergänzen und korrigieren können. An die Unsicherheit bei der Beurteilung von Hausarbeiten und Klausuren (für die ich mir aber immer ein nachvollziehbares Raster

¹ Nina Hennig: „Mein Leben als Museums-Volontärin“. Berichte aus der Praxis. In: TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, 15 (1997), S. 41-47.

anlegte), erinnere ich mich gut, aber ebenso an die kollegiale Unterstützung bei der positiven Verwertung gesammelter Erfahrungen.

Mit verschiedenen Arbeitsverträgen (drei Mal ein Semester als Assistenzvertretung, etwas mehr als zwei Jahre Doktorandin mit Lehrverpflichtung, drei Jahre wissenschaftliche Assistentin) blieb ich bis zum Ende des Jahres 2004 in Kiel. Die Befristungen, die mir anfänglich nicht mehr als ein halbes Jahr berufliche Sicherheit gaben, belasteten mich meiner Erinnerung nach damals nicht sehr. Das „Richtige“ – was das auch sein sollte – lag ja sowieso noch in der Zukunft, genau wie der Abschluss meiner Dissertation, die ich 2001 einreichte.² Ich hätte kaum bessere Promotionsbedingungen haben können. Bis auf die letzten drei Jahre hatte ich gut honorierte Teilzeitstellen, den direkten Zugang zur Literatur und zu Menschen, mit denen ich Inhalte, Fragen und Zweifel erörtern konnte, und auch ein gutes Maß an Freiheit, meine Aufgaben einzuteilen. Als Assistentin war ich in Vollzeit beschäftigt und dementsprechend noch besser bezahlt.

Einen Großteil der Lehre an der Universität machten die einführenden Proseminare aus, durch die alle Erst- und Zweitsemester der Volkskunde mussten – und dementsprechend auch ich immer wieder. Fachgeschichte, Methoden und Theorien, der Ritt durch die Forschungsfelder unterschied sich im Wesentlichen von Semester zu Semester nur dadurch, dass die Themen von anderen Menschen ausgearbeitet wurden. Persönlich und auf die Dauer für mich auch fachlich erfüllender waren die selbst gewählten und formulierten Seminare: Gemeindeforschung, das Alter, Quellen zum Krieg und zur Kriegserfahrung, Globalisierung, Nostalgie, die Kulturgeschichte des Schlafens, Menschen und Dinge oder die Agrarromantik. Das letztgenannte war ein ganz besonderes Seminar, erstreckte sich über zwei Semester und bereitete eine Ausstellung am Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaftsmuseum in Meldorf mitsamt Katalog vor.³ Die Kerngruppe der Teilnehmenden war weit überdurchschnittlich motiviert und ging mit mir durch dick und dünn bis zur Ausstellungseröffnung im April 2004.

Das waren Höhepunkte und große Belohnungen als Dozentin. Nicht gut zurechtgekommen bin ich allerdings mit dem Gegenteil, mit Studierenden, denen nur eine geringe Motivation anzumerken war. Für mich stand fest, die Entscheidung für ein Studium und speziell für das Studium der Volkskunde (Europäische Ethnologie) ist

2 Nina Hennig: *Lebensgeschichte in Objekten. Biografien als museales Sammelkonzept* (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 3). Münster u.a. 2004.

3 Nina Hennig/Wolf Könenkamp (Hg.): *Typisch Bauer!?! Selbst- und Fremdbilder von der Landwirtschaft in Schleswig-Holstein*. Meldorf 2004.

eine freiwillige. Mit dem Fällen dieser Entscheidung erwartete ich Interesse und Engagement. Vielleicht hätte ich darüber nachdenken müssen, wie ich mehr Interesse wecke und Engagement fördere, vielleicht waren es aber auch genau die Studentinnen und Studenten, die erst während des Studiums merkten, dass ein Studium oder dieses Fach nicht das Richtige für sie gewesen ist.

Was mir darüber hinaus schwerfiel, war, dass immer wieder Studierende zu Absolventinnen und Absolventen wurden und weg, in die Welt gingen. Ich war durch die Befristung der Stelle im Prinzip auch dazu aufgefordert, fühlte mich aber zum Teil wie verlassen an einem Ort, der nicht mehr interessanter werden konnte, während „die jungen Leute“ nun die Welt eroberten.

Nach der Promotion und dem direkt darauf folgenden Antritt der Stelle als wissenschaftliche Assistentin hatte ich ein Thema für eine Habilitationsschrift gewählt und recherchierte dafür sehr viel. Ich führte das Thema allerdings niemals zu seinem geplanten Ende,⁴ sondern stellte keinen Verlängerungsantrag für die zweiten drei Jahre der Assistenz und verließ die Universität. Einige Jahre später habe ich darüber nachgedacht, ob es sehr mutig gewesen ist, so zu handeln oder eher leichtsinnig. Dritte könnten es auch (davon habe ich allerdings nie etwas mir gegenüber gehört) als ein Aufgeben interpretiert haben. Aber da gab es immer noch meinen eigentlichen und alten Wunsch des Berufsfelds: das Museum, dem ich mit einer Habilitation keinesfalls nähergekommen wäre. Um noch einen Wiedereinstieg zu erreichen, war es im Gegenteil höchste Zeit das Gleis zu wechseln.

Fast möchte ich mich dafür entschuldigen, dass mein Beitrag so viel Persönliches enthält, aber dieser Aspekt hat im Lauf der Zeit eine wichtigere Rolle erhalten und auch berufliche Entscheidungen beeinflusst. Es waren bis zu diesem Abschnitt insgesamt 12 Jahre, die mein Freund und ich uns lediglich alle 14 Tage an den Wochenenden sahen. Der Wunsch nach mehr gemeinsamem zu verbringendem Leben war groß. Ich zog zu ihm nach Bad Sobernheim in Rheinland-Pfalz, wo er die Leitung des Rheinland-Pfälzischen Freilichtmuseums übernommen hatte, mit der unbeschwerten Einstellung, auch in der dortigen Region gewiss eine zu mir passende Arbeitsstelle zu finden. Über fünf Semester war ich dann Lehrbeauftragte im Fach Kulturanthropologie/Volkskunde an der Universität Mainz und versuchte vielfach, die von mir angebotenen Seminare mit den Inhalten des Freilichtmuseums zu verknüpfen. Ein musealer Schwerpunkt ist in Mainz allerdings nicht sehr ausgeprägt, so dass ich mit vielen Themen, die ich als

4 Aber einen Aufsatz hat es doch gegeben: Nina Hennig: „Ein Drittel Gefühl, ein Drittel Geschmack und ein Drittel Verstand“. Über Wandschmuck in Anstands- und Etiketteliteratur: In: Kieler Blätter zur Volkskunde, 36 (2004), S. 97-115.

interessant erachtete, nicht immer auf überdurchschnittliches Gegeninteresse traf. Ich bin keinem Studenten bzw. keiner Studentin in Mainz begegnet, der/die dezidiert den Wunsch hatte, ihr Studium so auszurichten, das es als gute Vorbereitung für eine wissenschaftliche Tätigkeit im Museum dienen konnte.

Den Rest meiner Zeit widmete ich zu einem guten Teil dem Rheinland-Pfälzischen Freilichtmuseum, ordnete die Bibliothek grundlegend, führte die EDV-gestützte Inventarisierung ein, betreute in diesem Bereich zahlreiche Praktikantinnen und wirkte in der Museumspädagogik sowie in der Vorbereitung und Ausrichtung von Veranstaltungstagen mit. Nach einer längeren Phase unbezahlten privaten Engagements, stellte mich das Museum mit einer geringfügigen Beschäftigung ein. Etwa eineinhalb Jahre war ich – zeitweilig zeitgleich – bei der benachbarten Verbandsgemeinde Kirn in einem Projekt angestellt. Dort verfasste ich kurze kulturhistorische Texte zu ganz unterschiedlichen Themen, die nun auf Tafeln Wanderwege säumen: Vom Schinderhannes im Hunsrück, über Backhäuser und Kirchen bis hin zu spezifischen Pflanzenformen der Region reichte das breite Spektrum. Das umfangreiche und gut sortierte Bildarchiv der Gemeinde diente als Ressource zur Illustration. Darüber hinaus übernahm ich Führungen, aber auch schlichte Aufsichtsdienste im Schloss Wartenstein, das im Besitz der Verbandsgemeinde Kirn ist und in dem verschiedene Ausstellungen zur Natur(-geschichte) und zum Gerberhandwerk eingerichtet sind.

Viele dieser verschiedenen Tätigkeiten in meiner rheinland-pfälzischen Zeit waren interessant, manche erfüllten mich nicht vollständig. Einen größeren Abstand zwischen gemeinsamer beruflicher Aktivität und dem Privatleben hätte ich meinem Freund und mir manchmal gewünscht, aber mir selbst vor allem eine richtige eigene Arbeitsstelle, die nicht nur meinen Kompetenzen – die, was wohl für fast alle gilt, die ein geisteswissenschaftliches Studium abgeschlossen haben, generell breit einsetzbar sind – sondern auch etwas mehr meinen Vorstellungen entsprach. Hinzu kam ein verspürter und nicht leicht zu überbrückender Mentalitätsunterschied zwischen mir, die zuvor 13 Jahre (gern!) in Schleswig-Holstein gelebt hatte und ohnehin aus Norddeutschland stammt und den Menschen zwischen Pfalz und Hunsrück. Es gab einige nette Bekanntschaften, aber ich habe keine neue Freundschaft geschlossen.

Auf Stellensuche war ich ununterbrochen und mit der Zeit wuchs auch der geografische Radius wieder. Nach einigen Vorstellungsgesprächen passte ich Anfang 2008 offensichtlich gut zu der Stelle der Museumswissenschaftlerin im Bochumer Zentrum für Stadtgeschichte (BoZ), das eine Kombination aus Stadtmuseum und Stadtarchiv ist. Mein Zuständigkeitsbereich umfasste die Pflege und den Ausbau der stadthistori-

schen Sammlung, die auf Initiative eines Lehrers ab 1910 aufgebaut wurde,⁵ Vorbereitung und Durchführung von Sonder- und längerfristigen Ausstellungen sowie die Einbindung von Wanderausstellungen. Zu jeder Ausstellung gehörte ein Begleitprogramm, das mit Vorträgen, Exkursionen, museumspädagogischen Angeboten, Kochkursen oder auch Filmen (das BoZ verfügt über ein eigenes kleines Kino!) bestückt sein konnte. Auch die Öffentlichkeitsarbeit für den Museumsbereich und in Teilen für weitere Bereiche des Hauses lag im Austausch mit dem städtischen Presseamt in meiner Hand. Inhaltlich kooperierte ich oftmals sehr gut mit meinen archivischen Kolleginnen und Kollegen, handwerklich konnte ich im definierten Umfang die Mitarbeiter der (Papier-)Werkstatt in Anspruch nehmen, und Personalverantwortung trug ich für das Aufsichtspersonal.

Arbeitspraktisch habe ich andernorts kaum so viel gelernt wie in Bochum. Diese Lernprozesse waren längst nicht immer fachlich gebunden, und es waren viele Dinge dabei, die nicht auf meiner Wunschliste standen und mich dennoch klüger gemacht haben: Haushalts- und Vergaberecht, die Formulierung von Ausschreibungen, die Aufstellung von Personalplänen oder die Regelung von interpersonellen Problemen. Ich hatte wirklich viel zu tun, war zum Teil Alleinkämpferin in meinem Bereich, aber in vielen Aufgaben oder Meinungen verbunden mit den Archivaren und Mitarbeitern der Verwaltung. Und privat habe ich mich im Ruhrgebiet sehr wohl gefühlt. Dazu kam, dass ich dort direkt das Kulturhauptstadtjahr 2010 miterlebte, an dem auch das BoZ mit einem Verbundprojekt teilnahm.⁶ Die Radtour auf der für einen Tag gesperrten A40, der Hauptschlagader des Ruhrgebiets, oder die Einfahrt in die Zeche Auguste Victoria in Marl bis in über 1.000 m Tiefe sind dabei besondere Erinnerungen.

Leider waren die strukturellen Voraussetzungen der musealen Arbeit im BoZ, die ja im Gegensatz zur archivischen nicht gesetzlich geregelt ist, nicht einfach und es war nicht absehbar, dass sich an dieser Situation in einer Stadt mit großen Finanznöten etwas ändern würde. Der Hinweis eines Freundes im Frühjahr 2011 auf eine Stellenausschreibung der Ostfriesischen Landschaft in Aurich ließ mich aufmerken und interessierte mich sehr. Hier war nicht nur noch einmal eine neue inhaltliche Herausforderung, sondern zudem die Möglichkeit, geografisch wieder ganz nah an meinen Freund heranzukommen, der inzwischen im Niedersächsischen Freilichtmuseum – Museumsdorf Cloppenburg arbeitete.

5 Vgl. Ingrid Wölk: Der Sache(n) wegen ... Bochumer Sammlungen und Museen 1910-2007. In: Sieben und neunzig Sachen. Sammeln – Bewahren – Zeigen. Bochum 1910-2007 (= Schriften des Bochumer Zentrums für Stadtgeschichte, Nr. 1). Essen 2007, S. 8-32.

6 Klaus Wisotzky/Ingrid Wölk (Hg.): Fremd(e) im Revier!? Zuwanderung und Fremdsein im Ruhrgebiet. Ein Projekt der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010. Essen 2010.

Die Ostfriesische Landschaft ist eine Körperschaft des öffentlichen Rechts, ein Höherer Kommunalverband, der Aufgaben in den Bereichen Wissenschaft, Kultur und Bildung in der Region übernimmt. Die Geschichte der Landschaft geht zurück bis ins Mittelalter (als Vertretung der Landstände Ostfrieslands); 2014 feiert sie ihr 550jähriges Bestehen.⁷ Verschiedene Fachabteilungen arbeiten oftmals mit Partnern in Ostfriesland, aber auch darüber hinaus, zum Beispiel mit niederländischen Einrichtungen, in den genannten Bereichen zusammen. Es gibt den archäologischen Dienst, der vor allem die Bodendenkmalpflege für Ostfriesland übernimmt, die Landschaftsbibliothek mit einem Bestand von fast 300.000 Bänden, die auch den volkscundlichen Bereich gut bedient, das Regionale Pädagogische Zentrum, das sich unter anderem der Lehrerfortbildung widmet, die Kulturagentur, deren Aufgabe vorrangig die Vernetzung und Beratung aller Kulturschaffenden in Ostfriesland ist, mit einem Schwerpunkt im kulturtouristischen Bereich. Es gibt das Plattdüütskbüro, das sich nicht zuletzt um die frühe Mehrsprachigkeit kümmert und in verschiedene Projekte eingebunden ist, das Landschaftsforum, das neben einem jährlichen Musikfestival weitere Veranstaltungen – Konzerte, Lesungen, Kabarett – im Landschaftsgebäude, aber auch an anderen Orten in Ostfriesland organisiert. Und seit 2011 ist auch die Museumsfachstelle/Volkskunde eine eigenständige Abteilung, die zuvor der Kulturagentur beigeordnet war.

Mein Aufgabenbereich ist vielgestaltig: Vorgesehen ist, dass ich etwa die Hälfte meiner Arbeitszeit der Geschäftsführung des Museumsverbunds Ostfriesland widme. In diesem Verbund sind derzeit 16 Museen und ihre Standortkommunen als Mitglieder zusammengeschlossen. Sie haben jeweils einen anderen thematischen Schwerpunkt und bilden zusammen ein dezentrales Ostfriesland-Museum. Der Verbund eröffnet den Museen, die zum überwiegenden Teil ehrenamtlich geleitet werden, regelmäßige Fortbildungen, individuelle Beratung, Unterstützung bei der Inventarisierung und allgemein den intensiven kollegialen Austausch, zum Beispiel über eine Mailingliste. Auch gemeinsame Ausstellungsprojekte oder eine koordinierte Öffentlichkeitsarbeit gehören dazu. Bereits seit elf Jahren beteiligt sich der Museumsverbund als Herausgeber am deutsch-niederländischen „MuseumMagazin(e)“, in dem inzwischen vom IJsselmeer bis nach Buxtehude mehr als 230 Museen inserieren. Im Jahr 2014 feiert der Museumsverbund sein offizielles 25jähriges Bestehen unter anderem mit einer kleinen Ausstellung und einer Festschrift.⁸

⁷ Für weitere Erläuterungen zur Ostfriesischen Landschaft sei ein Blick auf die Internetpräsenz empfohlen: <http://www.ostfriesischelandschaft.de>.

⁸ Nina Hennig/Sabine Gronewold (Red.): Museumsverbund Ostfriesland. Mehr als 25 Jahre Museumsberatung und Netzwerkarbeit. Hg. v. Museumsverbund Ostfriesland. Aurich 2014.

Die andere Hälfte meiner Arbeitszeit setze ich für die Museumsberatung aller weiteren Museen in Ostfriesland ein, sofern sie auf mich zukommen. Der Kontakt zu ihnen ist unter anderem durch meine Vorstandsarbeit in der Arbeitsgemeinschaft der Museen und Sammlungen in Ostfriesland gegeben, in der nahezu alle Museen oder museumsähnlichen Einrichtungen der Region verbunden sind. Anträge der Regionalen Kulturförderung, die das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur über die Landschaften und Landschaftsverbände vergibt, werden – wenn sie von Museen oder für Ausstellungen eingereicht werden – von mir begutachtet, was auch für andere Ausschreibungen des Landes gelten kann. Ich lektoriere und redigiere kulturhistorische Texte, die über den Verlag der Ostfriesischen Landschaft veröffentlicht werden,⁹ aber zwischendurch zum Beispiel auch ein Faltblatt, in dem die zwölf verschiedenen Ausstellungen, die 2014 auf der ostfriesischen Halbinsel zur Thematik des Ersten Weltkriegs zu sehen sind, gemeinsam beworben werden.¹⁰ In verschiedenen Kooperationen initiiere und begleite ich kulturelle Forschungstätigkeiten oder nehme auch selbst an ihnen teil, zum Beispiel im deutsch-niederländischen Projekt „Memento Mori – Sterben und Begraben im Norden der Niederlande und Nordwestdeutschland“, in dem verschiedene Tagungen, Workshops und Exkursionen veranstaltet wurden und eine Abschlusspublikation noch aussteht,¹¹ oder für die Vorbereitung einer Broschüre zu Gärten und Parks in Ostfriesland, zusammen mit meiner Vorgängerin im Amt, der Volkskundlerin Dr. Hedwig Hangen, und einer Landschaftsplanerin. Aber auch Aufgaben, die über die eigene Abteilung hinausgehen und das ganze Haus betreffen – Mitarbeit bei der Formulierung eines Leitbilds, Redaktion des Jahresberichts etc. – gehören dazu, wie das Amt der stellvertretenden Beauftragten für den Notfallverbund Ostfriesland, in dem sich die Ostfriesische Landschaft mit der Stadt Aurich und dem Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich zusammengetan hat, um Sammlungsbestände im Not- oder Katastrophenfall gemeinsam retten und bergen zu können.

Die Tätigkeiten sind ebenso vielseitig wie die Personen, zu denen sie mich führen. Ich schätze die interdisziplinäre Zusammenarbeit im Haus und das Unterwegssein in der Region, um vor Ort zu beraten oder Kooperationspartner zu treffen. Manchmal sind es ein wenig zu viele Dinge, die gleichzeitig laufen, beantwortet und bearbeitet sein wollen, aber immer ist mir dabei klar, dass alles interessant ist.

⁹ In Arbeit ist das Buch von Siegfried Borgschulze: *Schaluppen in Ostfriesland. Ein vergessener Schiffstyp? Aurich*. Geplantes Erscheinungsdatum Sommer 2014.

¹⁰ Siehe <http://www.ostfriesischelandschaft.de/986.html>.

¹¹ Vgl. <http://www.memento-mori.nu>.

Ich bin froh, nach etwa 15 Jahren nicht mehr regelmäßig Stellenanzeigen zu lesen – das ist eine große Befreiung – sondern mich sowohl beruflich wie auch privat sehr glücklich zu fühlen. Es könnte jetzt das „Richtige“ sein.

Small Water Craft Collections.

**Bericht vom 2nd Baltic Sea Maritime Museums' Seminar,
24./25. April 2014 im Forum Marinum, Turku**

Thomas Overdick

Im September 2012 fand auf Einladung des polnischen Nationalen Maritimen Museums in Gdańsk das 1st Baltic Sea Maritime Museums' Seminar statt. Unter dem Motto „Future of the Baltic Museum Ships“ wurden aktuelle Überlegungen zur Präsentation, Erhaltung und Vermarktung von Museumsschiffen im Ostseeraum aus Sicht der Museumspraxis präsentiert. Gleichzeitig sollte die Tagung den Impuls für die Gründung eines Netzwerks maritimer Museen im Ostseeraum und in Skandinavien bilden mit dem Ziel, alle zwei bis drei Jahre eine Fachkonferenz zu veranstalten, bei der es neben Fragen zu museologischen Kernaufgaben der Sammlung, Ausstellung, Konservierung und Vermittlung auch um Aspekte der maritimen Archäologie und Seefahrtsgeschichte gehen soll. Gleichzeitig sollen die Tagungen zur besseren Vernetzung der maritimen Museen im Baltikum und in Skandinavien beitragen. Der Tagungsband des ersten Treffens wurde bereits 2013 vom Nationalen Maritimen Museum in Gdańsk veröffentlicht. Anderthalb Jahre später fand nun am 24./25. April 2014 im Forum Marinum im finnischen Turku das 2nd Baltic Sea Maritime Museums' Seminar statt. Diesmal standen die „Small Water Craft Collections“, also die Sammlungen kleiner Boote, im Mittelpunkt der Tagung. Neben den verschiedenen Vorträgen und Berichten galt es auch herauszufinden, ob der lose Verbund des *Baltic Sea Maritime Museums' Network* in der vorliegenden Form eine Zukunft hat.

31 Museumsfachleute aus sechs Ländern nahmen an der Tagung teil, um sich über die Bedeutung und die Herausforderungen von Sammlungen kleiner Boote auszutauschen. Viele maritime Museen im Ostseeraum haben kleinere Boote in ihrer Sammlung. Jahrhundertelang waren Segel- und Ruderboote für die Fischerei und den

Transport entlang der Ostseeküsten unentbehrlich. Heute kommt ihnen vermehrt Bedeutung in den Bereichen Freizeit und Sport zu. Einige der Bootssammlungen sind sehr alt, einige befinden sich im Aufbau. Ziel der Tagung war es, Erfahrungen zum Aufbau und zur Pflege von Bootssammlungen auszutauschen. Welche Geschichten können die Boote erzählen, für welche gesellschaftlich-kulturellen Entwicklungen stehen sie? Welche Sammlungskonzepte werden verfolgt? Welche Relevanz haben Bootssammlungen für aktuelle Fragestellungen maritimer Museen? Eng verbunden mit den Bootssammlungen sind auch die Bootsbauer und Werften. Der Erhalt traditioneller Bootsbauplätze sowie die Pflege des immateriellen Kulturerbes des Bootsbaus gehören hierbei ebenfalls zu den Herausforderungen maritimer Sammlungs- und Ausstellungsstrategien. Nicht zuletzt ist – ähnlich wie bei großen Museumsschiffen – auch bei kleinen Booten das Problem des Erhalts und gegebenenfalls der Infahrtsetzung von zentraler Bedeutung.

Nach der Begrüßung durch *Jaakko Tikka*, dem geschäftsführenden Vorstand der Forum Marinum Stiftung, stellte *Marianne Lehtimäki* die Arbeit der *Monitoring Group* zum kulturellen Erbe der Ostseestaaten vor. Ziel der Arbeitsgruppe ist es, gemäß der EU-Strategie für die Baltic Sea Region das gemeinsame Kulturerbe der Ostseestaaten zu stärken, wobei in den kommenden Jahren das Management und die nachhaltige Erschließung und Nutzung der Kulturstätten im Mittelpunkt stehen wird. Dem maritimen Erbe kommt hier erwartungsgemäß eine große Bedeutung zu. Ergebnisse dieser Bemühungen werden beim 6th Baltic Sea Region Cultural Heritage Forum präsentiert, das im September 2016 in Kiel stattfinden wird. Anschließend führte *Robert Domzal* vom Nationalen Maritimen Museum in Gdańsk (NMM) in das eigentliche Tagungsthema ein, indem er die Bootssammlungen des NMM vorstellte, die an verschiedenen Standorten gesammelt und präsentiert werden. Neben einer erstaunlichen ethnologischen Sammlung, die im neuen Zentrum für maritime Kultur in Gdańsk ausgestellt ist, finden sich hier in den Außenstellen des Fischfangmuseums Hel und des Weichselmuseums vor allem traditionelle Fischerboote. An beiden Standorten sind in den kommenden zwei Jahren umfassende Erweiterungen und Neupräsentationen geplant, die u. a. neue Magazinräume sowie eine Museumswerft zur Restaurierung und Rekonstruktion von Booten vorsehen. *Peter Danker-Carstensen* vom Rostocker Schifffahrts- und Schiffbaumuseum referierte über die umfangreiche Dokumentationsarbeit des kürzlich verstorbenen Volkskundlers Wolfgang Rudolph, der sich bekanntermaßen um die maritime Volkskunde mehr als verdient gemacht hat. Auf Basis seiner Arbeit wurde ein typischer Heuer rekonstruiert, der heute Teil der Rostocker Museumssammlung ist. Welche Erkenntnisse eine methodische Sachkulturforschung erbringen kann, de-

monstrierte *Marcus Lepola* von der Åbo Akademi University & Pargas Stads Museer. Lepola untersuchte die in einigen finnischen Museums- und Schulsammlungen verstreut vorkommenden Modell-Kanus und -Kajaks aus Russisch-Alaska. Kenntnisreich zeigte er auf, dass diese Modelle sowohl Repräsentationen des erwachenden finnischen Nationalbewusstseins des 19. Jahrhunderts sind als auch einmalige Zeugnisse indigener Bootsbautraditionen. *Jarmo Saarinen* gab einen Überblick über die umfangreiche Bootssammlung am Forum Marinum. Anschließend führte eine kleine Exkursion zur Ruissalo-Werft. Das denkmalgeschützte Ensemble mit seinen imposanten hölzernen Hallen vermittelt noch heute trotz der modernen Nutzung als Reparaturwerft einen lebendigen Eindruck von der ursprünglich im Jahr 1889 gegründeten Åbo Båtvarf.

Timo Kunttu und *Juha Puustinen* eröffneten den zweiten Tagungstag mit einem Bericht über das Sammlungskonzept des Maritimen Museum Finnlands in Kotka für die Akquisition, Erhaltung und Präsentation von Booten. Im Mittelpunkt der Sammelstrategie steht die Kontextualisierung des jeweiligen Bootes, die letztlich den Wert des Bootes als Museumsobjekt bestimmt. Wie die Geschichte und Bedeutung traditioneller Boote – in diesem Fall klassischer Yachten – erlebbar gemacht werden können, zeigte *Vincent Büsch* vom Flensburger Schifffahrtsmuseum am Beispiel der grenzüberschreitenden Regatta *Kongelig Classic 1855* auf. Sie erinnert an die erste Regatta in der südlichen Ostsee, die 1855 auf der Flensburger Förde stattgefunden hat. Die *Kongelig Classic* wird von einem aufwendigen Landprogramm umrahmt mit vielen maritimen Experimentierstationen für Kinder und einer kleinen Ausstellung über die Geschichte des Segelsports. Gleichzeitig ist die Veranstaltung Ausgangspunkt für Pläne des Schifffahrtsmuseums, gemeinsam mit der Flensburger Robbe & Berking Classics Werft dauerhaft ein Museum für Yachtsport aufzubauen. Von einer anderen öffentlich-privaten Zusammenarbeit berichteten *Fredrik Blomqvist* und *Eva Berglund Thörnblom*



Abb. 1: Forum Marinum Turku, Bootsabteilung (Foto: Th. Overdick, 2014).

vom Nationalen Seefahrtsmuseum in Stockholm, das in seinen Bemühungen um den Erhalt historischer Wasserfahrzeuge verschiedene Registrierungssysteme entwickelt hat und seit 2009 auch Eignern traditioneller Boote und klassischer Yachten die Möglichkeit zur Registrierung bietet. Ziel des Verfahrens ist es, die Eigner, aber vor allem auch die Öffentlichkeit für den kulturellen Wert traditioneller Boote zu sensibilisieren, um so den Erhalt und die historisch korrekte Restaurierung der Fahrzeuge zumindest ideell zu unterstützen. Registrierte Boote erhalten eine Plakette, die sie als „k-märkt fritidsbåt“ auszeichnet. Das Register historischer Boote, das aktuell 85 Boote umfasst,



Abb. 2: Ruissalo-Werft (Foto: Th. Overdick, 2014).

stellt eine wichtige dokumentarische Ergänzung der Museumssammlung dar. Dass der Erhalt historischer Boote nicht nur ideell, sondern auch finanziell unterstützt werden kann, zeigte *Hannu Matikka* am Beispiel der Förderpraxis des finnischen Denkmalamts auf. Auch wenn die zur Verfügung stehende Fördersumme für historische Schiffe und maritime Denkmäler von rund 460.000 Euro bei weitem

nicht den angemeldeten Millionen-Bedarf decken kann, so stellt die staatliche Förderung doch einen wichtigen Beitrag für die Lobbyarbeit und Vernetzung der maritimen Kulturträger dar. Die virtuelle Vernetzung der maritimen Kulturgüter im Ostseeraum ist das Ziel des geplanten Projektes eines „Maritimen Atlases“, das von *Katarzyna Nowicka* vom Nationalen Maritimen Museum in Gdańsk vorgestellt wurde. Der von den Schifffahrtsmuseen in Turku (Finnland), Karlskrona (Schweden), Gdańsk (Polen) und Klaipeda (Litauen) zurzeit als so genanntes Flaggschiffprojekt der EU-Strategie für die Baltic Sea States vorbereitete Atlas hat das Ziel, inhaltliche Aspekte mit touristischer Nutzung unter Entwicklung neuer IT-Technologien zu verbinden. Den Schlusspunkt der Tagung setzten *Andrei Lukoshkov* und *Roman Prohorov* vom Nationalen Zentrum für Unterwasserarchäologie in St. Petersburg, die einen Einblick in ihre Arbeit gaben.

In der Abschlussdiskussion waren sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einig, dass die offene Form des Baltic Sea Maritime Museums' Seminar eine gute Plattform für den fachlichen Austausch bildet, der unbedingt weitergeführt werden soll. Die beim ersten Treffen in Gdańsk diskutierte Überlegung, das Netzwerk mit dem seit 1978 existierenden Northern Seas Maritime Museum Network zu einem Netzwerk der *Museums of the North Seas* zu vereinen, wurde zugunsten des engeren regionalen Fokusses auf den Ostseeraum verworfen, zumal die Ost-West-Teilung nach dem Zweiten Weltkrieg und die Wendejahre nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“ eine historische Besonderheit der Region sind, die nicht zuletzt auch als Themen maritimer Museen noch lange nicht aufgearbeitet sind. Nach dem Schwerpunkt der ersten beiden Tagungen auf der Sammlung großer und kleiner Wasserfahrzeuge wird sich das nächste Treffen Fragen der Ausstellung, Vermittlung und Partizipation zuwenden. Gastgeber des 3rd Baltic Sea Maritime Museums' Seminar wird das Nationale Seefahrtsmuseum in Stockholm sein. Es bleibt zu wünschen, dass sich der Kreis der Teilnehmer_innen – nicht zuletzt auch aus Deutschland und Dänemark – noch vergrößert und auf diese Weise ein weitverzweigtes maritimes Museumsnetzwerk entsteht.

Vom Monument zum Dokument.

Ein Erlebnis- und Werkstattbericht über die Entwicklung des *Open-Access-Archivs WossiDiA*

Christoph Schmitt

Am 20. März 2014 wurde *WossiDiA*, das digitale Wossidlo-Archiv, im Internationalen Begegnungszentrum der Universität Rostock öffentlich freigeschaltet.¹ Die Veranstaltung war gut besucht. Unter die Wissenschaftler der Alma Mater hatten sich Heimat- und Laienforscher, Liebhaber der plattdeutschen Sprache und all jene gemischt, die

¹ Über die erste Projektphase publizierte in dieser Zeitschrift Stefanie Janssen, die für den volkskundlich relevanten Workflow zum Aufbau des digitalen Archivs angestellt wurde; siehe Stefanie Janssen: *WossiDiA – Wossidlo Digitales Archiv. Die Transformation einer handschriftlichen volkskundlichen Sammlung vom 19. ins 21. Jahrhundert oder: Die Rettung vor dem Rezeptionsloch*. In: TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, 42 (2011), S. 4-16. Ich selber berichtete hierüber in der landeseigenen Zeitschrift „Stier und Greif“, deren Weiterführung mit der Insolvenz des Landesverbandes Mecklenburg-Vorpommern des Kulturbundes e.V. und der damit verbundenen Auflösung des „Volkskulturinstituts Mecklenburg und Vorpommern (VKI)“, dem Nachfolger des „Mecklenburgischen Folklorezentrums der drei Nordbezirke“, zurzeit leider infrage steht; Christoph Schmitt: *WossiDiA – Das digitale Wossidlo-Archiv*. In: Stier und Greif, 21 (2011), S. 104-107.

zum Gelingen des *WossiDiA*-Projektes beigetragen haben. Symbolisch drückte Mathias Brodkorb, seit 2011 Bildungsminister von Mecklenburg-Vorpommern, an seinem 37. Geburtstag einen dicken roten Knopf: *WossiDiA*, das digitale Wossidlo-Archiv, ging damit publikumswirksam, begleitet von simuliertem Feuerwerk und den Medien, „in achtzig Millisekunden um die Welt“, wie man diesen Event in Anlehnung an den bekannten Klassiker von Jules Verne angekündigt hatte. Alle klatschten und waren guter Stimmung, der Sekt floss und das Buffet schmeckte. Wossidlos Zettelkästen und Korrespondenzen können seither von jedermann über das Internet kostenlos eingesehen werden.

Zum Einstieg: Empathie mit dem Sammler

Aber was hätte Richard Wossidlo gesagt, dessen Sammlung damit dauerhaft und in Gänze entblößt worden ist? Denn es können nun alle Inhalte eingesehen werden, es gibt keine Kästen, Korrespondenzen oder Konvolute, die unter Verschluss gehalten werden. Der volkswissenschaftliche Privatgelehrte aus Waren kann seine Stimme nicht mehr erheben, weil er längst tot ist. Selig sind jene Forscherpersönlichkeiten, die trotz des Glaubens, die Denkarbeit halte sie ewig am Leben, ein wissenschaftliches Testament erstellen und ihrer Nachwelt die Handlungslogik privater Erben ersparen. Richard Wossidlo hatte seine „geistige“ Sammlung, seine volkswissenschaftlichen und sprachlichen Aufzeichnungen, schon zu Lebzeiten, mit Gründung einer „Wossidlo-Stiftung“, der Universität Rostock testamentarisch vermacht.² Seit dem 4. Mai 1954 zählte sie zur Berliner Akademie der Wissenschaften³ und gelangte mit deren Auflösung in den Zuständigkeitsbereich der Rostocker Universität zurück. Würde es einen Konflikt geben, wie seinerzeit mit Hermann Teuchert, dem Wossidlo seine Sammelunterlagen vertraglich zur Auswertung für das *Mecklenburgische Wörterbuch* (MWB)⁴ überließ, der dann dieses Werk nach seinen Vorstellungen erbaute? Würde der Warener Gymnasialprofessor und volkswissenschaftliche Privatgelehrte mit uns oder der Universität, die nun für die Nachhaltigkeit von *WossiDiA* verantwortlich ist, ins Gericht gehen?

2 Dazu näher Christoph Schmitt: Mecklenburgs Übergang zur „Volkswissenschaft des Neubeginns“. Regional-ethnografie im Kontext der Kulturpolitik der SBZ/DDR unter besonderer Berücksichtigung des Flüchtlingsproblems. In: *Fremde im Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945 bis 1953*, hg. von Beatrice Vierneisel (= Rostocker Beiträge zur Volkswissenschaft und Kulturgeschichte, Bd. 4). Münster u.a. 2006, S. 123-166, hier S. 142 ff.

3 Siehe ebd., S. 159 ff.

4 Wossidlo/Teuchert: *Mecklenburgisches Wörterbuch*. Bd. 1 ..., hg. von Prof. Dr. h. c. Richard Wossidlo und Univ.-Professor Dr. Hermann Teuchert. Neumünster 1942; Bd. 2-7 im Auftrag der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ... bearb. u. hg. von Hermann Teuchert. Berlin/Neumünster 1957-1992 (ab Bd. 6, 1976, bearb. unter der Leitung von Jürgen Gundlach).

Wir wissen es nicht, aber ich gehe davon aus, dass Richard Wossidlo unsere Handlungsweise grundsätzlich begrüßen würde. Denn es handelt sich um ein nichtkommerzielles Projekt, das der Erhaltung, Verbreitung und Nutzung seines Nachlasses dient. Es wird keine neue Autorenschaft erzeugt, denn bereitgestellt wird das von Wossidlo und seinen Sammelhelfern zusammengetragene Material, dessen weitere Bearbeitungen *WossiDiA* nur anzeigt, sodass ersichtlich wird, was, wann, wo und wie bereits publiziert worden ist und was nicht. Dem kultur- und sprachwissenschaftlichen Fächerbündel werden unentgeltlich große Mengen qualitativ verwertbarer Primärquellen zur Beantwortung ihrer Fragestellungen und neue Problemsichten geboten. Gilt doch Wossidlo, wie Silke Göttisch-Elten anlässlich des Symposiums zu Ehren seines 150. Geburtstages bemerkte, als Ahnherr der modernen, dialogisch strukturierten Feldforschung, aus dessen Erfahrungen das Fach lernte, eigenständig über seine zentrale Methode der Ethnographie zu reflektieren.⁵ Und auch andere Disziplinen, wie Landes-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Religionswissenschaften, Biologie, Zoologie, Medizin oder Geologie, können in der Sammlung fündig werden.

Ebenso wäre es Wossidlo wohl eine Genugtuung zu sehen, dass die Fülle seiner Sammlung nun doch noch das Licht der Welt erblickt hat, gegenüber der seine eigenen Publikationen „nur kleine Proben und Musterbeispiele“⁶ darstellen. Denn schon in seinen mittleren Jahren mutmaßte er, dass einst andere die Früchte seiner Arbeit ernten würden.⁷ Was dies anbelangt, kann sich der *User* nun ein eigenes Bild über die Auswahlkriterien und das Ausmaß der Sorgfalt späterer Editionen verschaffen, während zugleich der Anteil der Wossidlo'schen Kärnerarbeit sichtbar wird. In concreto hätte Wossidlo wohl versucht, Informationen so nachzurüsten, dass sie für den Nutzer besser verständlich sind – eine mühsame Aufgabe, der sich die Projektmitarbeiter von *WossiDiA* unterzogen haben.

Es wäre interessant, einmal Jahre später nachzulesen, wie ein solches, für ethnographische Sammlungen innovatives Projekt in den disziplinären Diskursen verhandelt wird, wie man den Umgang dieses Systems mit ethischen Grundsätzen, *WossiDiAs* Anteil an der Kulturerbeproduktion u.a.m. beurteilen wird. Solche Bewertungen werden dann aus fremden Blickwinkeln und mit zeitlicher Distanz erfolgen. Das positive Selbstbild der „Macher“, die mit dem digitalen Archiv nur „Mehrwerte“ erzielen möch-

⁵ Vgl. Silke Göttisch-Elten: Richard Wossidlo – ein Pionier der wissenschaftlichen Volkskunde. In: Kie-ler Blätter zur Volkskunde, 41 (2009), S. 9-20, hier S. 18.

⁶ Paul Beckmann: Das Lebenswerk Richard Wossidlos. In: Zeitschrift für Volkskunde, 56 (1960), S. 1-11, hier S. 10.

⁷ Vgl. Richard Wossidlo: Kinderwartung und Kinderzucht (= Mecklenburgische Volksüberlieferungen, Bd. 3). Wismar 1906, S. IV.

ten, wird damit nicht deckungsgleich sein. Daher erscheint es mir wichtig, die Innensicht eines solchen Projektes, ihre Akteure, Aufgaben und Werkstätten, näher zu beleuchten.

Von den Wirkungen eines überdimensionalen Wissensmöbels

In der wissenschaftlichen, durch begriffliches Urteilen gelenkten Wahrheitsfindung verliert sich das Gefühl für Nähe und materielle Objekte und damit für in der Lebenswirklichkeit elementare Einflussgrößen. Dieser Verlust musste sich in unserer virtuellen Welt noch deutlicher bemerkbar machen, was zu miteinander verwobenen „Wenden“ führte, in deren Lenkungsmanöver auch unser Fach geraten ist: Der materiale Kurswechsel wurde auf dem letzten Kongress, der sensitive wird auf dem nächsten thematisiert.

Tatsächlich trug zur Entstehung des Projektes nicht unwesentlich bei, dass der Wossidlo-Nachlass stets ein Mitbewohner unserer Lese-, Denk- und Schreibwerkstatt war und ist. Die Sammlung ist in keinen nüchternen Wissenscontainern, sondern in ästhetisch anmutenden Behältern untergebracht. Das „Herzstück“ der Sammlung Wossidlos, die sachsystematisch geordneten Zettelkästen, sind aus schädlingsabweisendem Zedernholz. Weit über tausend Kästen, jeder knapp 30 cm tief und halb so breit, sind in einem Regal hübsch gleichmäßig aufgereiht. Da es die ganze Längswand einer Altbauvilla ausfüllt, vermittelt es den Eindruck eines überdimensionalen Möbelstücks, dessen zahllose Einheiten und Untereinheiten die Ganzheit und Vielfalt der „mecklenburgischen Volksüberlieferungen“ *veranschaulicht*. Archivbesucher sind davon entzückt, noch bevor sie zur inneren Ordnung vorgedrungen sind.

Der visuelle Code dieses Regalmöbels hat in der Zeitungslandschaft längst seine eigenen Traditionen entwickelt: Kaum eine von den Journalisten verlangte Erklärung zur Sammlung oder eines ihrer Themen wird abgedruckt, ohne den Auskunftgeber vor diesem hölzernen Wissensmöbel oder in Interaktion mit einem seiner Teile (zumeist einem geöffneten Zettelkasten und emporgehaltenen Beleg) abzubilden. Das Möbel und der Experte treten auf wie eine gemeinsame Entität. Kurzum handelt es sich um einen dinglichen Aktanten⁸ mit zahllosen Kindern und Kindeskindern (Zettelkästen, niedlichen Zetteltaschen und kleinformatigen Zetteln), wie man ihn sich als Fallbeispiel der Akteur-Netzwerk-Theorie schöner kaum ausmalen könnte.

Thomas Thiemeyer hat auf dem Tübinger Volkskundekongress am Beispiel des Historischen Museums Luzern und des Literaturmuseums der Moderne in Marbach in Anlehnung an die Unterscheidung des Bildwissenschaftlers Lambert Wiesing zwei un-

⁸ Zur Begriffsverwendung siehe Bruno Latour: Die Hoffnung der Pandora. Frankfurt a. M. 2000, S. 372.

terschiedliche Arten des musealen Zeigens demonstriert: das Abwesendes referenzierende semiotische Zeigen sowie das Präsenz erfordernde phänomenologische Zeigen.⁹ Es ist tatsächlich letztere Form, welche die Wirkung des Wissensmöbels bedingt und durch ihren sinnlichen Überschuss die Phantasie und Gefühle von Archivgästen oder Zeitungslesern anregt.¹⁰ Diese hält noch an, wenn die zahllosen Kinder und Kindeskinde des Aktanten geschaut werden, die Zettelkästen also geöffnet und die niedlichen blauen Taschen (Konvolute) mit ihren kleinen handschriftlichen Zetteln unterschiedlichster Papiersorten und -formate wahrgenommen werden. Nun ist der Besucher eingestimmt, und es folgt das semiotische Zeigen, mit dem das logische Ordnungs- und Verweissystem der Sammlung erklärt wird.

Als ich meine Arbeitsstelle in Rostock am 1. Januar 1996 begann, war das Wissensmöbel, die „Zettelwand“, sogar ein Mitbewohner des eigenen Arbeitszimmers. Wer das Volksliedarchiv in Freiburg im Breisgau am einstigen Standort in der Silberbachstraße einmal betreten hat, wird sich daran erinnern, wie er eingangs von einem mächtigen Eichenschrank begrüßt wurde. In diesem heiligen Schrein waren die Akten des Verbandes des Vereines für Volkskunde verwahrt, und man darf mutmaßen, dass sich dieser massive Aktant bei dem Umzug des Volksliedarchivs in die Rosastraße entsprechend artikuliert hat.

Aus konservatorischen Gründen wäre eine Verwahrung, wie im Falle des Nachlasses von Gustav Friedrich Meyer in den klimatisierten und gesicherten Räumen der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, sicherlich angebrachter. Wird aber ein solcher Aktant aus der Arbeits- und Wohngemeinschaft seiner wissenschaftlichen Experten ausgeschlossen, greift leider die einfache Regel „Aus den Augen, aus dem Sinn“, dass dem – zum Glück – nicht ganz so ist, hat Silke Götttsch mit ihrer Antrittsvorlesung bewiesen¹¹.

Die Angst vor der Katastrophe

Was wäre wenn ... die Sammlungen Wossidlos bereits den Wirren des Zweiten Weltkrieges oder der frühen Nachkriegszeit (wo man nach ihnen suchte¹²) zum Opfer gefallen wären? So ist der Nachlass von Adolf Spamer im Jahre 1943 noch bei dem

9 Thomas Thiemeyer: Das Depot zeigen. In: Reinhard Johler u.a. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster u.a. 2013, S. 394-400, hier S. 399.

10 Vgl. ebd.

11 Silke Götttsch: Feldforschung und Märchendokumentation um 1900. Ein Beitrag zur Geschichte der Erzählforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 87 (1991), S. 1-18.

12 Siehe Beckmann (wie Anm. 6).

Versuch, diesen aus Berlin nach Radebeul zu überführen, bei den Luftangriffen zerstört worden. Nur ein geringer Teil, darunter das Corpus der Segensformeln, hat überlebt.¹³ Hätte dieses Schicksal den Wossidlo-Nachlass ereilt, wäre die Geschichte der DDR-Volkskunde sicherlich anders verlaufen, weil die (in der fachinternen Akademiegeschichte kaum berücksichtigte¹⁴) Rostocker Außenstelle womöglich gar nicht geschaffen worden wäre.

Als mir im Mai 1999 nach drei Arbeitsjahren die Leitung der Rostocker Einrichtung in der Nachfolge von Siegfried Neumann (der übrigens am 5. April dieses Jahres seinen achtzigsten Geburtstag feierte) übertragen wurde, nahm die Idee, den Nachlass zu sichern, konkretere Gestalt an. Noch wenige Monate zuvor hatte es größte Aufregungen über den Fortbestand der Einrichtung und den künftigen Verwahrort der Wossidlo-Sammlung gegeben. Denn 1998 waren die Drittmittel der Göttinger Akademie der Wissenschaften für unsere zeitweilige Beteiligung am Langzeitprojekt „Enzyklopädie des Märchens“ ausgelaufen. Man weigerte sich, angesichts wachsender Sparzwänge feste Vollzeitstellen fortzuschreiben. Auch sah man sich über 1998 hinaus nicht für die Mietzahlungen der 90qm-Wohnung in der ersten Etage der Thomas-Mann-Str. 6 in der Pflicht. Stattdessen sollte das Archiv auf das Gelände der einstigen Universitäts-Druckerei in Groß Klein (zwischen Rostock und Warnemünde) verbracht werden. Es war eine Beinahe-Katastrophe, ein *Cliffhanger*, doch reichten uns Prof. Günther Wildenhain, der damalige Rektor der Universität, und Prof. Peter Kauffhold, der zu dieser Zeit noch neu im Amt befindliche Bildungsminister, die rettende Hand über den Klippenrand. War es Zufall, dass ausgerechnet ein Mathematiker und ein Agrarbiologe Empathie gegenüber einer kleinen kulturwissenschaftlichen Einrichtung entwickelten? Zwei Mitarbeiterstellen, darunter meine eigene, wurden verstetigt, doch dabei ist es bis heute geblieben. Sammlungen, Bibliothek und Arbeitsräume zogen noch vor Weihnachten an den Schillerplatz 8 in eine große geräumige Villa im „Bradenfräter-Viertel“ (hdt.: Bratenfresser-Viertel, d.h. hier wohnte einst das Rostocker Großbürgertum¹⁵).

„Es brennt ...“, waren die ersten Worte des Rektors, als dieser anlässlich seiner Rettungsaktion vor Ort im Archiv eintraf. „Hoffentlich brennt es nicht“, dachte ich oft

13 Dazu näher Andreas Martin (Hg.): Aus dem Nachlaß Adolf Spamers (= Volkskunde in Sachsen, Bd. 3). Dresden 1997.

14 Leider hat die ertragreiche Göttinger Dissertation von Teresa Brinkel diesem Außenstandort kaum Aufmerksamkeit gezollt. Für die Rostocker Vergangenheit kommen weder archivalische Quellen noch Zeitzeugen zu Wort; siehe Teresa Brinkel: Volkskundliche Wissensproduktion in der DDR. Zur Geschichte eines Faches und seiner Abwicklung (= Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, Bd. 6). Wien/Berlin 2013.

15 Das Mecklenburgische Wörterbuch vermerkt unter dem Lemma „Bradenfräter“: „der Reiche, der nach der Volksvorstellung alle Tage Braten isßt“; MBW 2, Sp. 1078.

und denke es noch heute, zum Beispiel an den Jahreswechselln, wenn Raketen über alte Villendächer hinübersegeln. Es gibt viele Möglichkeiten, Archivsubstanz zu zerstören, gerade auch dann, wenn man nichts tut – wenn Archive ausgelagert werden oder sich selber zerstören, indem ihr holzschliffhaltiges Papier sich durch Säure- oder Tintenfraß langsam, aber stetig, auflöst. Hinzu treten exogene Gefährdungen: Feuer, Wasser oder anderes Unglück.

Welcher Katastrophenszenarist hätte sich auch nur im Entferntesten ausmalen können, dass das Kölner Stadtarchiv einmal einstürzen könnte? Es geschah am 3. März 2009, wodurch zwei Menschen starben und 90 Prozent der Archivsubstanz verschüttet wurden. Man war froh, dass ein Teil der Unterlagen verfilmt worden war. Für die Rekonstruktionsarbeiten wurden daher die im Barbarastollen eingelagerten Filme konsultiert, die allerdings keine hinreichenden Erschließungsinformationen enthalten. Dieser stillgelegte Silber- und Erzstollen in Oberried bei Freiburg im Breisgau dient seit 1975 als Zentraler Bergungsort der Bundesrepublik Deutschland für Fotografien von „Archivgut mit Unikatswert und besonderer Aussagekraft zur deutschen Geschichte und Kultur“¹⁶. Geschaffen wurde dieser Aufbewahrungsort infolge der 1954 ausgehandelten „Haager Konvention“ zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten, die 1967 von der Bundesrepublik ratifiziert wurde.

Die Zusage des dafür zuständigen Bundesamtes für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK), den Wossidlo-Nachlass in Gänze zu verfilmen, hatten wir an diesem für die Archivlandschaft denkwürdigen Tag bereits in der Tasche – sie war jedoch an die Bedingung geknüpft, dass auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) das über Sicherungsbelange weit hinausreichende *WossiDiA*-Projekt unterstützen würde. Womöglich hat dann die Tragik des Kölner Aktanten die Entscheidung der DFG mit beeinflusst.

Bis zu dieser, noch immer konditionalen Zusage des BBK war es allerdings noch ein sehr weiter Weg, denn dieser hatte bereits im Milleniumsjaar begonnen. Im Jahre 2000 besichtigten der damalige Referatsleiter des Kulturgutschutzes beim BBK, der Vorsitzende des Fototechnischen Ausschusses der Archivreferentenkonferenz des Bundes und der Länder, der Leiter des Landesarchivs Greifswald (in dessen Verwaltungsbefugnis sich die hiesige, vom BBK mitfinanzierte Landesstelle befindet) und ein mit einem Schadensbericht beauftragter Vertreter des Landeshauptarchivs (Schwerin) das Wossidlo-Archiv, um mit Entscheidungsträgern der Universität Rostock über das An-

16 Der Zentrale Bergungsort der Bundesrepublik Deutschland. Der Barbarastollen in Oberried bei Freiburg im Breisgau; <http://www.uni-muenster.de/Forum-Bestandserhaltung/downloads/oberriedstollen.pdf> [Zugriff am 30.4.2014].

liegen einer Sicherungsverfilmung zu beraten. Das BBK stellte uns bald darauf in Aussicht, die Zettelsammlung zu verfilmen, doch seien die Unterlagen zum jetzigen Zeitpunkt für eine Verfilmung noch nicht geeignet. Sie müssten erst vorbereitet werden, die teils verrutschten Inhalte der „Zettelwand“ seien in die von Wossidlo vorgegebene Ordnung zu bringen, die zahllosen Belege ggf. zu paginieren und zu restaurieren u.a.m. Die im März 2000 von der August-Bebel-Str. 28 in das Wossidlo-Archiv verlagerten Unterlagen für das Mecklenburgische Wörterbuch¹⁷ standen damals noch nicht zur Disposition.

Gründung eines Fördervereins

Einen Etat für studentische Hilfskräfte gab es noch nicht, doch hatte die Kooperation mit dem sogenannten Zweiten Arbeitsmarkt in Rostock begonnen. Damals hieß die „Bundesagentur für Arbeit“ noch „Bundesanstalt für Arbeit“, und bis 2002 konnte man solche Projekte über einen Zeitraum von drei Jahren beantragen. Daraus erwuchs zwar leider keine Archivkraftstelle, dafür jedoch die treue Seele Waltraud Sahn, die das *WossiDiA*-Projekt seither ehrenamtlich unterstützt. Sie ist zudem Schatzmeisterin der 2002 gegründeten „Gesellschaft zur Förderung des Wossidlo-Archivs“¹⁸, die wir zur Unterstützung des Archivs und der volkswundlichen Arbeit im nordöstlichen Bundesland (an der Schnittstelle von Forschung und Pflege) gegründet haben. Ihr Vorgänger in diesem Amt war Dietrich Dube, der über viele Jahre halbtags die Arbeiten zur Vorbereitung des Digitalisierungsprojektes unterstützte. Noch immer gibt es nämlich keine etatisierte Betreuung für das Archiv, aber es scheint sich – befördert durch die Dynamik des *WossiDiA*-Projektes – eine von der Universitätsbibliothek mitgetragene Lösung abzuzeichnen.

Die Zusammenarbeit mit dem Zweiten Arbeitsmarkt währte über mehrere Jahre, bis sie wegen der veränderten Rahmenbedingungen zunehmend unattraktiv wurde. Ich habe bis auf wenige Ausnahmen recht gute Erfahrungen mit diesen Initiativen gemacht und verstehe bis heute nicht, weshalb man sie eingestampft hat und Langzeitarbeitslose lieber sich selber überlässt. Die meisten der Auserwählten waren recht engagiert und gerieten nach ihrem Einsatz in zunehmend bessere Stimmung. Nach einer kurzen Phase des Fremdelsns fühlten sie sich heimisch und von ihrer Tätigkeit so beflügelt, dass manche ihre Dienste nach Ablauf der Maßnahme ehrenamtlich anboten. Mit solchen Projekten wurden vor allem auch kleinere Sammlungen des Hauses, die später in

17 Siehe dazu Christoph Schmitt: Zur Wiederverzahnung der Quellen des Mecklenburgischen Wörterbuchs mit den „Urbelegen“ Richard Wossidlos. In: Stier und Greif, 11 (2001), S. 157-162.

18 Siehe <http://www.gwa-verein.de> [Zugriff am 30.4.2014].

WossiDiA integriert werden sollen, mit flachen Strukturen computativ erfasst, wie zum Beispiel das Mecklenburgische Volksliedarchiv.

Ebenso entstand in dieser Zeit die Zusammenarbeit mit der Seniorenakademie der Universität Rostock. Es gründete sich ein „Arbeitskreis Wossidlo-Archiv“¹⁹, zunächst mit dem Ziel, die niederdeutschsprachlichen Texte Wossidlos, darunter seine schwer lesbaren Feldforschungsnotizen, exemplarisch hörbar zu machen. Daraus ist eine Reihe von kleineren zweisprachigen Heftchen mit Begleit-CDs entstanden. Die Gruppe ist zurzeit damit beschäftigt, Feldforschungszettel maschinenschriftlich zu transkribieren und ins Hochdeutsche zu übertragen. Den Anfang dieser Arbeiten, die freilich langsam vorangehen, kann man in *WossiDiA* unter der Kategorie „Geburt“ bestaunen.

Zu meinen schönsten beruflichen Erfahrungen zählt die Zusammenarbeit mit diesen Menschen, die wir uns als „Laien-“ oder „Amateurwissenschaftler“ denken. Aufgrund ihrer innigen Verbundenheit mit einer selbst gestellten Aufgabe verfolgen sie diese jenseits von Eitelkeiten oder Karriere Wünschen ein Leben lang, und man ist am Ende erstaunt, zu welcher detaillierter Expertise sie gelangen können. Chapeau!

Vom Wunsch nach digitalen Arbeitskopien zur Idee eines *Open-Access*-Archivs

In dieser Vorbereitungsphase, die zunächst nur im Hinblick auf das Sicherungsverlangen erfolgt war, beherrschten diskrete Speichermedien zunehmend den Alltag. Ein *Wikipedia*-Artikel über „Digitalisierung“ benennt das Jahr 2002 als Anfang des „Digitalen Zeitalters“, weil die Menschheit hier zum ersten Mal mehr Informationen digital als analog gespeichert hat.²⁰ Somit griff der Wunsch nach digitalen Arbeitskopien rasch um sich. Die in Aussicht gestellte Verfilmung des BBK hatte damit zunächst überhaupt nichts gemein. Wer würde es aber auf sich nehmen, über zwei Millionen Digitalisate für eine kleine Einrichtung, wie das Rostocker Institut für Volkskunde, zu bezahlen? Es gibt ein solches Programm bei der DFG, und zwar bei ihrer Abteilung für „Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme (LIS)“. Die antragstellende Institution muss jedoch vorab keine geringe Gegenleistung erklären. Diese ist unumstößlich und lautet: *Open-Access*, das heißt unbeschränkter und kostenfreier Zugang zu allen Unterlagen, die in ein solches Digitalisierungsprojekt einbezogen werden.

Eine Beschränkung auf bestimmte Nachlassbereiche war schon wegen der inneren Verwobenheit der Sammlung unmöglich. Und auch vorher war ja jedem Besucher jeder Kasten und Brief zugänglich. Die Alternative lautete also: Entweder ein *Open-Access*-

19 Siehe <http://www.volkskunde.uni-rostock.de/wossidlo-archiv/vereine-und-arbeitskreise> [Zugriff am 30.4.2014].

20 <http://de.wikipedia.org/wiki/Digitalisierung> [Zugriff am 30.4.2014].

Archiv oder gar kein digitales Archiv. Liegen die Rechte am Nachlass beim eigenen Haus, ist bereits eine fundamentale Bedingung erfüllt. Alles Weitere konnte man damals ohnehin noch nicht abschätzen, weil *Open-Access* eine vergleichsweise junge Entwicklung ist. „Man wird schon sehen ...“, dachte man damals und denke ich noch heute hoffnungsvoll, da man in bester Absicht handelt.

Mit *Open-Access* war unser Ziel nun ganz anders gewichtet. Die Onlinestellung eines solch voluminösen, und doch hochgradig miteinander vernetzten Archivs erfordert den Einsatz modernster Informationstechnik. Dr. Holger Meyer, Akademischer Oberrat am hiesigen Lehrstuhl für Datenbank- und Informationssysteme, war von der Idee, solch komplizierte Strukturen samt ihrer mit dem Mengenproblem behafteten Inhalte ins Netz zu stellen, begeistert. Die Kleinteiligkeit der Informationen und ihr Verweischarakter hatten es ihm angetan, mit Wossidlos Arbeitsweise assoziierte er auf den ersten Blick die eines Computers, und diese Problematik fiel genau in den Forschungsschwerpunkt seines Lehrstuhls. Er fing kurzum Feuer, obwohl das Antragsprofil kein Potential für eine solche Forschungsproblematik vorsah. Erste Vorstellungen wurden skizziert, und doch konnte ein Antrag erst 2008, nach einem Besuch in Bonn, eingereicht werden. Dieser wurde erst einmal abgelehnt, was mich schon angesichts der für eine kleine Einrichtung ungewöhnlichen Höhe der gewünschten Sachmittel nicht niederschmetterte – obwohl diese andererseits für ein solch voluminöses Vorhaben schon damals viel zu knapp bemessen waren. Wir reagierten akribisch auf die Mängelanzeigen des Erstversuchs, und beim zweiten Mal klappte es. Im Frühjahr 2010 wurde das Projekt dann eröffnet.

Im Rückblick bin ich froh darüber, dass ein solcher Antrag nicht schon früher umgesetzt werden konnte. Denn dann hätten wir mit weit geringeren Speicherkapazitäten und Rechnerleistungen planen müssen, und bitonale Digitalisate würden dem *User* wegen fehlender Bleistiftserifen die Freude am Entziffern von Feldforschungsnotizen trüben. Die durch *WossiDiA* publizierten Farbdigitalisate vermitteln m. E. durchaus eine Anmutung jener Materialität, die sich dem konventionellen Archivbesucher darbietet. Gleichwohl fehlt dem *Online*-Nutzer die Wahrnehmung jener oben beschriebenen Präsenz, die sich dem Besucher vor Ort des Archivs „im Dialog“ mit dem Wissensbehälter der „Zettelwand“ bietet. Dieser kann sich im Netz nicht veranschaulichen, sich also nicht in der oben genannten phänomenologischen Weise zeigen. Somit wird dem *Online*-Nutzer die bündige wie phantasiereiche Vorstellung, die Vielzahl variantenreicher Zettel einer ganzen Landschaft in jenem Wissensmöbel auf einmal versammelt zu sehen, vorenthalten. Auf dem Bildschirm können zwar mehrere Zettel auf einmal aufgerufen werden, aber ein sinnlicher Überschuss bietet sich dem *User* allen-

falls beim Betrachten eines einzelnen Farbdigitalisates, besonders, wenn es bildfüllend aufgerufen wird.

Die DFG und das BBK kooperierten, wenn ich recht unterrichtet bin, im *WossiDiA*-Projekt zum ersten Mal in einem Digitalisierungsprojekt. Hätten beide unabhängig voneinander gehandelt, wären die Unterlagen zuerst auf langzeitlagerfähiges (schwarzweißes) Filmmaterial gebracht worden. Um Farbdigitalisate anzufertigen, hätte man jedes Dokument noch einmal in die Hand nehmen müssen. So aber teilten sich beide Institutionen die Kosten zur Herstellung von Farbdigitalisaten und der analogen Sicherungskette (die übrigens noch Duplikatfilme einschließt, die von der Universitätsbibliothek verwahrt werden und somit leichter zugänglich sind). Es war ein kluger Handel, der zum Gelingen von *WossiDiA* wesentlich beigetragen hat.

Den Auftrag zur Digitalisierung und Herstellung von Rollfilmen (je nach Bestand im 16mm- oder 35mm-Format) erhielt die Berliner Firma Mikro-Univers-GmbH als Folge einer europaweiten, für uns kräfte- wie zeitraubenden Ausschreibung. Eine *In-house*-Verfilmung hätte das Unternehmen erheblich verteuert. Wir waren froh, keine noch weitere Entfernung als Rostock–Berlin in Kauf nehmen zu müssen, denn die pragmatische Bitte, uns in der Ausschreibung doch besser auf das nördlichere Deutschland zu beschränken, hatte man nicht anerkannt.

Wie Volkskunde und Informatik miteinander kommunizieren (können)

Bei der Transformation einer ethnographischen Sammlung in ein neues Medium geht es nicht einfach darum, ein älteres Speichermedium in ein zeitgemäßeres zu konvertieren, sondern das künftige Forschungspotential solcher Nachlässe beim Aufbau der betreffenden Datenbank zu berücksichtigen. Altes Wissen kann man stets neu befragen, aber dafür muss man Brücken bauen – für *WossiDiA* waren Volkskunde und Informatik gefragt. So unterschiedlich die Arbeits- und Denkweisen beider Disziplinen auch sind, müssen sie doch miteinander kommunizieren, anstatt aneinander vorbeizureden. Überhaupt scheinen die Geistes- und Kulturwissenschaften (einschließlich des eigenen Faches) mit Ausnahme weniger Spezialgebiete den Aufwand noch immer erheblich zu unterschätzen. Anstatt sich jedoch Gedanken über kostengünstige, und doch qualitative Workflows zu machen, werden alte Quellendiskurse wiederbelebt, in denen man – so gewinnbringend sie einerseits sein mögen – andererseits stecken bleibt, sodass ein Anfang erst gar nicht gewagt werden muss. Man darf daher gespannt sein, ob es dem Fach jemals gelingen wird, zum Beispiel die Unterlagen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ in ein digitales Archiv im Sinne eines bezugsreichen modernen Forschungsinstrumentes zu überführen.

Eine der Stärken von *WossiDiA* liegt darin, dass die Kommunikation zwischen der Volkskunde und der Informatik bis heute funktioniert. Beide Bereiche waren paritätisch aufgeteilt, für den Informatikbereich liegt die Verantwortung bei Dr. Holger Meyer. Die in diesem hybriden Team entstandenen Einsichten und praktischen Erfahrungen haben zu einem spannungsvollen Kräftespiel geführt, bei dem die Balance zwischen zielgerichtetem und flexiblem Kurs vielfach neu verhandelt wurde.

Von volkskundlicher Seite war Wossidlos Thesaurus zu überarbeiten. Wenn der Privatgelehrte seine Sammlung nicht selber begrifflich-systematisch, nach Schlag- oder Stichwörtern, geordnet und sein sprachliches Material lemmatisiert hätte, wäre das Projekt von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen, denn eine solche Arbeit ist Generationenwerk. Im Digitalisierungsprogramm von LIS sind für Tiefenerschließungsarbeiten auch keine Sachmittel vorgesehen, denn es geht primär darum, Dokumente ins Netz zu stellen. Wir konnten die DFG allerdings davon überzeugen, dass der Wossidlo'sche Thesaurus an die heutige Fachnomenklatur der Kultur- und Sprachwissenschaften anzupassen sei. Zu bedenken ist ebenso, dass sich Wossidlos Sammlung in ihrem Entstehungszeitraum von über fünfzig Jahren durch verschiedene Einflüsse unterschiedlich entwickelt hat. So legte er seine Sammelbücher und Zettel zunächst nur für den eigenen Gebrauch an. *Usability*, Bedienerfreundlichkeit seiner privaten Auskunft für andere, war für Wossidlo in seinen frühen Sammeljahren noch kein Kriterium. Manche Sammelschwerpunkte gerieten erst später voll in den Blick, andere sind dorthin verschwunden, wo sie der Nutzer kaum vermuten würde; manche Bereiche sind feingliedrig hierarchisiert, andere folgen weniger Einteilungsebenen. Die nicht leichte Aufgabe, hier wenigstens teilweise Abhilfe zu schaffen und vor allem das Verweissystem Wossidlos anzureichern, übernahm die Kieler Volkskundlerin Dr. Stefanie Janssen²¹. Aufgrund ihrer langjährigen Erfahrungen am *Preußischen Wörterbuch*²² gelang es ihr überdies, die Wörterbuchzettel Wossidlos und den Teuchert'schen Zettelkasten mit dem sachsystematisch-volkskundlichen Teil der Sammlung zu verbinden – soweit ihr dies innerhalb des für ein solches Projekt vergleichsweise geringen zeitlichen Spielraums gelingen konnte. Ebenso wichtig aber war ihre Bereitschaft und Fähigkeit, die täglich anfallenden Probleme mit Alf-Christian Schering, dem für das Projekt angestellten Informatiker, zu besprechen, deren technische Lösung dann wesentlich zur bedarfsgerechten Entwicklung des Systems beigetragen hat. In den Projektbesprechungen – in kleiner Runde mit den Leitern sowie in großer mit den

²¹ Siehe dazu näher Janssen (wie Anm. 1).

²² Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Bd. 1-6. Begründet von Erhard Riemann, fortgeführt von Ulrich Tolksdorf, ab Bd. 5 hg. von Reinhard Goltz. Neumünster 1974-2005.

studentischen und wissenschaftlichen Hilfskräften sowie den Mitgliedern des Fördervereins – wurde dieser Dialog fortgesetzt.

Was den Förderanteil für die Informatik anbelangt, suchte die DFG beim ersten Anlauf das unabdingbare Ansinnen der Informatiker abzulehnen, ein eigenes digitales Archivsystem zu bauen. Die Geldgeber konnten jedoch davon überzeugt werden, dass es sich bei dem Wossidlo-Nachlass um ein hochgradig vernetztes Spezialarchiv handelt, das sich aus methodisch unterschiedlich generierten kultur- und sprachwissenschaftlichen Korpora zusammensetzt. Daher konnte dann doch ein proprietäres Informationssystem mit eigener Anwendungslogik entwickelt werden, das andererseits flexibel und umfassend genug ist, um Daten in einer anschlussfähigen Form vorhalten und exportieren zu können. Es ist XML²³-fähig bzw. geeignet, mit XML zu arbeiten, wodurch der Austausch von Daten im Internet in den jeweiligen Standardformaten ermöglicht wird.

WossiDiA kann Beziehungen zwischen Inhalts- und Erhebungsdaten in ihrem inneren Zusammenhang sowie Relationen zwischen der Ebene des Dokumentierten und der Metaebene der Dokumentierenden – also zwischen dem Material und den Akteuren, die es generierten – herstellen. Einmal erfasste Strukturgewebe können ganz oder in Auszügen mit solchen aus anderen Dokumenten in Beziehung gesetzt werden. Auch können Strukturauszüge, die Relationen zwischen Ereignissen, Akteuren, Orten oder Zeiten etc. festzurren, innerhalb größerer Strukturzusammenhänge verschoben werden, ohne die in sie eingebetteten Informationen und deren Beziehungen zueinander zu verlieren.

Ermöglicht wird dies durch Anwendung des in der Graphentheorie entwickelten Hypergraphmodells. Graphen sind geeignet, Beziehungen (sog. „Kanten“) zwischen Entitäten (sog. „Knoten“) samt ihren Attributen darzustellen. Ein solches Datenmodell ist etwa geeignet, den Aufbau eines Autobahnnetzes abzubilden. Auf *WossiDiA* angewandt, können Beziehungen (Kanten) zwischen Ereignissen, Akteuren und deren Rollen, zwischen Orten, Themen, Motiven, Schlag- und Stichwörtern, Abkürzungen, ausgesandten Fragen etc. (allesamt Knoten), abgebildet werden. Es werden also Netzstrukturen (wie zur Darstellung eines Autobahnnetzes) benutzt. Im Archivbereich werden Dokumente in der Regel zurzeit noch mit angehängten Metadatensätzen verwaltet, wobei das Beziehungsgeflecht der Dokumente untereinander allenfalls durch flache Strukturen abgebildet werden kann. Die Implementierung des Hypergraphmodells aber ermöglicht es, Dokumente mit einer für sie eigens reservierten Netzstruktur zu beschreiben – bildlich gesprochen, als würde man „das gesamte Autobahnnetz nutzen,

23 Extensible Markup Language.

um sich die gewünschten Dokumente zusammenzustellen. Das Anwendungsszenario gibt vor, wie die Autobahnen abgefahren, Informationen aufgesammelt, aggregiert und transformiert werden.“²⁴

Vom Monument zum Dokument – Versuch einer Schlussbemerkung

Es wäre wünschenswert, wenn dieses im Hinblick auf die Bedürfnisse von Anwendern hochflexible Hypergraphmodell in künftige Digitalisierungsprojekte des Faches implementiert werden könnte. Denn seine Vorteile sind unübersehbar. Im Bereich digitaler Archive haben die Rostocker Informatiker am Beispiel von *WossiDiA* mit ihrer Strategie zur Abbildung hochkomplexer Netzstrukturen tatsächlich Neuland betreten. Für die älteren volkskundlichen Korpora, die wegen ihrer auf Motive, Wörter oder Sachen fokussierenden Herangehensweise aus kleineren Informationseinheiten bestehen (die für sich betrachtet eher wenig bieten, wie etwa die Antwortkarten des „Atlas der deutschen Volkskunde“), andererseits jedoch in größere Datensammlungen eingebunden sind, bietet dieser Weg der Datenmodellierung neuen Erkenntnissertrag. Denn diese kleinteiligen Informationen können *gezielt* und daher anders als mit den Online-Algorithmen gängiger Suchmaschinen so angereichert werden, dass die Lebens- und Sozialdaten der Akteure, ihre (semiotisch vielfältigen) kulturellen Äußerungen, ihre Handlungsweisen und Räume, weit besser als bisher erklärt werden können. Dann hilft es nicht mehr, mit dem Vorwurf der „Stoffhuberei“ oder positivistischen „Sammelwut“ vor dem tatsächlichen Wert solcher Sammlungen zu fliehen oder sich stattdessen – losgelöst vom Material – über den Archivbegriff und die ihm eingeschriebenen Konzepte den Kopf zu zerbrechen.

Um einen solchen Erkenntnisfortschritt zu gewinnen, müssen die Dokumente, ihre Meta- und Inhaltsdaten, allerdings nach wie vor erfasst werden. In der jetzigen Version von *WossiDiA* ist jeder Beleg nach einer feingliedrigen Sachsystematik ansteuerbar, Erzähler, Gewährleute oder Orte werden sichtbar, Abkürzungen aufgelöst oder zahllose Referenzierungen zwischen den Korpora hergestellt. Der dadurch erreichte Nutzen ist erheblich. Um den eigentlichen Wert des Hypergraphmodells zu testen, haben wir ausgewählte Bereiche tiefer erschlossen, sodass bereits viele ein- und ausgehende Verbindungen sichtbar werden. Wir wünschen uns sehr, diese Erschließungsarbeiten fortsetzen zu können und bauen dabei auf die Mitarbeit der Öffentlichkeit, wofür das digitale Archiv *WossiDiA* dialogische Strukturen implementieren müsste. Überdies könnten von externen Nutzern zugetragene neue Daten und Hinweise in einem sepa-

²⁴ Ich danke Alf-Christian Schering für diese, mir zwecks Abfassung des Artikels zugesandte Formulierung.

raten Datenkreislauf gespeichert und von externen Nutzern – vor ihrer internen Weiterverarbeitung – mit den Daten des Wossidlo-Nachlasses gezielt in Bezug gesetzt werden.

Eines unserer nächsten Ziele besteht darin, Wossidlos Sachgütersammlung, die sich heute im Volkskundemuseum/Freilichtmuseum Schwerin-Mueß befindet, in *WossiDiA* per Fotografien, angereichert durch Korrespondenzen und andere Materialien, digital abzubilden und mit dem Datenbestand des bisherigen digitalen Wossidlo-Archivs zu vernetzen. Die Gelehrtenkorrespondenz soll über *WossiDiA* hinaus im Briefportal *Kaliope* angezeigt werden. Dringend wünschenswert wäre eine digitale Version des Mecklenburgischen Wörterbuchs im Rahmen eines norddeutschen Wörterbuchverbundes, über dessen Lemmaansatz *WossiDiA* integriert werden könnte. Die in den großlandschaftlichen Wörterbüchern gemachten Angaben sind für heutige dialektologische oder kulturwissenschaftliche Fragestellungen nicht ausreichend, und so gibt es nur eine Möglichkeit: Man muss zurück zu den Erhebungsdaten²⁵.

Auf diese Weise werden die in autoritativen Formaten festgezurrten Wissensbestände gewissermaßen demokratisiert. Indem die Auswahl und Präsentation ihres Erhebungsmaterials an das Tageslicht gelangt, taucht zugleich all jenes empor, das dem auf damalige Forschungsprogramme geeichten Papierkorb zum Opfer gefallen ist.²⁶ Die Zettelkästen werden für alle geöffnet, ihre Referenzierungen weisen Wege zu neuem, teils unvermutetem Wissen. Die phantasiereichen Vorstellungen über das Wissensmöbel und seinen Konstrukteur werden entzaubert, die Zahlenspiele haben ein Ende. Das Monument wird zum Dokument ... um dann irgendwann vom Nutzer neu semantisiert und wieder in Umlauf gebracht zu werden.

25 Siehe dazu Christoph Schmitt: Szenarien semantischer Vernetzung zwischen regionaethnographischen und dialektlexikographischen Korpora im Online-Projekt „WossiDiA“. In: Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung (= Tübinger Kulturwissenschaftliche Gespräche, Bd. 7) (im Druck).

26 Vgl. ebd. (2. Abschnitt).

Buchbesprechungen

Klaus Alberts: Düppel 1864. Schleswig-Holstein zwischen Dänemark und Preußen (= zeit + geschichte, Bd. 34). [Heide] (Boyens Buchverlag) 2013, 160 S., zahlr., z.T. farb. Abb.

Auch wenn der Titel den Eindruck erweckt: Im Mittelpunkt des Buches von Klaus Alberts steht nicht die Schlacht um die Düppeler Schanzen im Jahr 1864. Sie wird nur kurz erwähnt (S. 57). Vielmehr geht es Alberts um die Entwicklung Schlesiens und Holsteins vom Bestandteil des dänischen Staates zur Provinz im Königreich Preußen. Abgesehen von einer Zusammenfassung der Geschichte der Herzogtümer seit dem Vertrag von Ripen im Jahr 1460 widmet sich das Buch in der Hauptsache der Zeit vom Sommer 1866 bis zum Anfang der 1880er Jahre. Dieser Zeitraum war nach Alberts Ansicht besonders wichtig für den Übergang Schlesiens-Holsteins in den preußischen Staat, weil in dieser Phase „alle Weichen gestellt“ (S. 11) wurden, um der Bevölkerung der neuen Provinz preußisches Selbstverständnis und preußisches Denken nahezubringen. Als Leitfragen seiner Betrachtung formuliert der Autor erstens: „Wie geht Preußen mit dem Land und seinen Menschen um [...]?“; und zweitens: „Wie geht es mit den dänischgesinnten Menschen in seinem neuen Herrschaftsbereich um [...]?“ (S. 10). Zur Beantwortung dieser Fragen werden die verschiedenen politischen und administrativen Maßnahmen der preußischen Regierung in den Blick genommen. Behandelt werden unter anderem der Aufbau bzw. die Neuordnung von Verwaltung und Justiz, der Ausbau des Militärs, die deutsch-dänischen Sprachregelungen, der Wandel des höheren Schulwesens und die ökonomischen Veränderungen. Alle Maßnahmen, so Alberts, dienten der Prussifizierung, alle zielten aber auch ganz bewusst auf eine Modernisierung der Provinz Schleswig-Holstein. Aus Sicht des Autors haben die ehemaligen Herzogtümer großen Gewinn daraus gezogen, dennoch ist das Ergebnis seiner Meinung nach differenziert zu bewerten. Hinsichtlich seiner Leitfragen stellt Alberts zum einen fest, dass die Schleswig-Holsteiner zwar preußische Staatsbürger wurden, jedoch keine Preußen, „da man sich nach Traditionen und Wesensart zu fremd“ war (S. 157). Zum anderen konstatiert er in Bezug auf den Umgang mit den dänischgesinnten Teilen der Bevölkerung ein Versagen des preußischen Staates, weil dieser aus nationalistischen Gründen eine „Anerkennung und Förderung des Andersartigen nicht mehr zu[ließ]“ (S. 156).

Die Leitfragen, die Klaus Alberts verfolgt, haben mich aus volkskundlicher Perspektive neugierig auf das Buch gemacht. Im Lauf der Lektüre wurde aber rasch klar, dass hier kein volkskundlicher Ansatz verfolgt wird, was durchaus möglich gewesen wäre, sondern eine recht herkömmliche Art der Geschichtsdarstellung. Der Blick richtet sich „von oben“ aus politik-, institutionen- und verwaltungshistorischer Sicht auf das Geschehen. Was die breite Menge der Bevölkerung zu ihrer Zeit von den Vorgängen hielt, wird nur selten und dann eher oberflächlich angesprochen. Darüber hinaus ist festzuhalten, dass das – übrigens sehr ansprechend aufgemachte – Buch offensichtlich nicht in wissenschaftlicher Absicht verfasst worden ist. Wissenschaftliche Kriterien spielen jedenfalls keine große Rolle. So ist der Text nicht frei von subjektiven Wertungen, und auf Nachweise der zahlreichen Zitate wurde ebenso verzichtet wie auf Quellen- und Literaturverweise. Immerhin findet sich am Schluss eine Literaturliste, die eine Reihe von Titeln zum Thema aufzählt.

Nils Hansen

Wolfhard Klein: Mausetod! Die Kulturgeschichte der Mausefalle. Darmstadt (Verlag Philipp von Zabern) 2011, 204 S., 66 farb. u. 62 s/w Abb.

„Für kein anderes Wesen erfand der Mensch – außer für den Menschen selbst – in seiner Geschichte mehr Möglichkeiten, zu erschlagen, zu erdrosseln, aufzuspießen, zu zerquetschen, zu köpfen, zu vergiften, oder doch wenigstens hinter Gittern festzusetzen, als für *mus musculus*, die gemeine Hausmaus“. So zitiert der Autor auf Seite 106 seines Buches „Mausetod! Die Kulturgeschichte der Mausefalle“ einen gewissen Ronald Davis. Dieses Zitat könnte fast eine Art Leitsatz für den opulenten Band sein, denn Wolfhard Klein beschreibt auf gut 200 Seiten so ziemlich jede denkbare dieser ungezählten Möglichkeiten.

In Kapiteln wie „Geschichte der Mausefalle“, „Gift“, „Fast fallenfreier Mäusefang“ widmet er sich den Methoden und Techniken des Fangs und der Fanggeräte, in den Kapiteln „Mausefallenmacher“, „Mausefallenhandel“ und „Mäusefänger“ stehen die Menschen und Institutionen im Fokus der Betrachtung. Eher biologischen, kulturhistorischen, mitunter auch philosophischen Aspekten sind die Kapitel „Die Maus“ sowie „Mausefalle und Sexualität“ verpflichtet.

Bevor man sich jedoch in den sehr lesenswerten Inhalt vertieft, genügt bereits ein Blick auf die bibliophile Gestaltung des Buches, um zu erkennen, dass es Autor und Verlag ganz besonders gut gemeint haben: Den Umschlag dominiert eine sehr schöne Abbildung eines Bilderbogens von Friedrich Specht aus dem 19. Jahrhundert, der Titel „Mausetod!“ sticht in gelbem erhabenem Glanzdruck aus dem matten Violett der Bucheinbandgestaltung heraus, und sogar das edle Vorsatzpapier ist farblich abgestimmt. Ob Schmutztitel, Frontispiz, Titelblatt, Inhaltsverzeichnis oder Gestaltung der einzelnen Kapitel – überall ist das gelungene gestalterische Gesamtkonzept und die große Liebe zum Detail erkennbar, bis hin zu den kleinen Mäusevignetten, die sich durch das ganze Buch ziehen.

Ein Blick in Nachwort und Danksagung erklärt diesen Perfektionismus: Der Autor, Journalist bei SWR4, hat sich fast 30 Jahre lang mit dem Thema beschäftigt, rund 250 Museumsbestände und unzählige Privatsammlungen bereist sowie in der Literatur und in Bildersammlungen genauso eifrig recherchiert wie in den Firmenunterlagen ehemaliger oder noch aktiver Hersteller von Mausefallen.

Diese immense Quellenbasis merkt man dem Werk in jeder Zeile an! Erwähnenswert ist sicherlich, dass das Buch „ursprünglich als wissenschaftliche Arbeit konzipiert“ war. Zugunsten des Leseflusses wurde jedoch auf die ursprünglich vorhandenen Fußnoten verzichtet – was leider das Handling im wissenschaftlichen Gebrauch erschwert. Immerhin existiert aber ein äußerst umfangreiches Quellenverzeichnis sowie ein Bildnachweis. Zudem nennt Wolfhard Klein seine Quellen oft auch direkt im Text, so dass man die sehr reichhaltig verwendeten Zitate meist ihren Urhebern zuordnen kann.

Das erste Kapitel „Die Maus“ führt in die gemeinsame Geschichte von Mensch und Maus ein und formuliert als Leitthema vor allem die Nahrungskonkurrenz. Wolfhard Klein schildert, was Mäuse tatsächlich können, wie sie sich vermehren und wann und wo sie in Massen auftraten. Demgegenüber stellt er die Mutmaßungen und Annahmen über die Maus: Volksglauben, Aberglauben, Missverständnisse, Fehldeutungen. Der Text ist hier wie auch im übrigen Buch ausgesprochen quellenmächtig und zitatuschwanger. Literaturverweise, Ausschnitte aus Lexikonartikeln, archäologische und volkskundliche Befunde und die Deutung von Bildquellen ergeben ein schlagkräftiges, den Leser ob seines Wissensgehaltes beeindruckendes Ganzes.

Die Kehrseite der Medaille: Wenn man als Volkskundler gewohnt ist, sich wenigstens gelegentlich an den „ethnologischen Dimensionen“ „Raum“, „Zeit“ und „soziale Gruppe“ zu orientieren, stößt einem die eklektizistische und manchmal scheinbar ungeordnete Herangehensweise des Autors mitunter etwas auf. Munter begibt er sich

vom antiken Apollo-Tempel nach Ägypten, dann zur Bibel, hernach zu den Persern und schließlich nach Böhmen. Alles unter der Überschrift: „Die mystische Maus“. Auch im letzten und schwächsten Kapitel „Mausefalle und Sexualität“ ist das der Fall. Neben den Sprüngen durch Raum und Zeit kommen hier noch Redundanzen hinzu und manchmal auch schlicht Banalitäten: „Eine österreichische Bäckerei stellt unter anderem eine Erotik-Torte her“ [dargestellt sind zwei kopulierende Mäuse, eine davon in einer Mausefalle; G.T.]. Da stellt sich die Frage: Welche Aussagekraft hat ein solcher Satz in einer Kulturgeschichte der Mausefalle?

Ungeachtet dieser methodischen Schwächen, der zuweilen vielleicht etwas zu großen Fabulierlust und der manchmal ausufernden Detailversessenheit ist jedoch gerade der Mittelteil des Buches von Wolfhard Klein von großem Wert. Wenn es um die „Geschichte der Mausefalle“ geht, um „Mausefallenmacher“, den „Mausefallenhandel“, die „Mäusefänger“, den Fang mit „Gift“ oder das Kapitel „Fast fallenfreier Mäusefang“ bleibt kaum eine Frage unbeantwortet.

Jedes volkskundliche Museum dürfte zum Beispiel äußerst dankbar sein, dass Wolfhard Klein sich so akribisch den unterschiedlichen Mausefallentypen widmet und sie in entstehungsgeschichtlicher und funktionaler Hinsicht unter die Lupe nimmt. Dabei bekommt im Übrigen auch der eine oder andere „Fallenforscher“ oder Wissenschaftler „sein Fett weg“: „Gasser kompensiert fehlendes Wissen durch Fantasie“ heißt es zum Beispiel auf Seite 63 über einen Kollegen und auf den Seiten 64/65 staunt Wolfhard Klein über „den leichtfertig-spekulativen Umgang von Wissenschaftlern mit der Geschichte“.

Dessen ungeachtet liest sich auch das Kapitel über die „Mausefallenmacher“ spannend. Wolfhard Klein schildert die frühe Herstellung der Apparate durch „Kistenmacher“, belegt anhand von Beispielen, wie dann u.a. in der Eifel vielfach Fallen in Heimarbeit entstanden und geht schließlich ausführlich auf die vielfältigen Verflechtungen ein, die es im industriellen Mausefallenbau des 19. und 20. Jahrhunderts in Deutschland gegeben hat – zum Beispiel bei den Firmen Bender, Wilmking oder Klein/DeuFa.

Richtig skurril, teilweise auch geradezu erschreckend wird es, wenn Wolfhard Klein in den folgenden Kapiteln weitere Fang- bzw. Tötungsmethoden für Mäuse aufzählt: Magnetfallen, Tötung durch Stromschlag, (vermeintliche) Massenvernichtung durch Ultraschall, biologische Kriegsführung mit Milzbrand und Pocken, Vergasung mit „Zyklon B“. Gut, dass Wolfhard Klein an dieser Stelle auch noch einmal den Gedanken des Tierschutzes einbringt und darlegt, was sich bis hin zu dessen Verankerung im Grundgesetz im Jahre 2002 getan hat.

In der Summe hat Wolfhard Klein mit seinem Buch „Mausetod! Die Kulturgeschichte der Mausefalle“ ein Standardwerk vorgelegt, das akribisch recherchiert, hervorragend abgebildet, gut lesbar geschrieben und äußerst liebevoll gestaltet ist.

Guntram Turkowski

Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein (Hg.): Stadtbilder Schleswig-Holstein: Theodor Möller – Fotografien 1900-1950. Mit einem Text von Astrid Hansen und Heiko K.L. Schulze. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2013, 236 S., zahlr. s/w Abb.

Wie bereits in der letzten Ausgabe der TOP ausführlich dargestellt, gehört der schleswig-holsteinische Fotograf, Pädagoge und Heimatforscher Theodor Claus Heinrich Möller (1873–1953) zu den herausragenden volkskundlich motivierten Fotografen des frühen 20. Jahrhunderts. Schon früh erkannte Möller das Potential des damals noch jungen Mediums als Instrument des Sammelns und Dokumentierens. Ganz im Geiste Wilhelm Heinrich Riehls verstand sich Möller als reisender Ethnograph, der quer durch Schleswig-Holstein zog, um die sich rapide verändernde, vor allem ländliche Welt in Wort und Bild festzuhalten. „Quer durch Schleswig-Holstein“ hieß auch der erste, vom Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein herausgegebene und mittlerweile leider vergriffene Band, der erstmals den Fotografen Theodor Möller in den Mittelpunkt stellte und einen guten Überblick über sein bildnerisches Werk gab. Denn auch wenn Möller als passionierter Amateurfotograf ein großer Fürsprecher der Fotografie war und ebenso regen wie methodischen Gebrauch von dem Fotoapparat machte, so waren die Fotos in seinen heimatkundlichen Veröffentlichungen wie „Das Gesicht der Heimat“ (1912), „Die Welt der Halligen“ (1931) oder „Gassen der Heimat“ (1933) letztlich doch eher illustratives Beiwerk. Die drucktechnische Wiedergabe der Bilder blieb weit hinter den Möglichkeiten zurück, die in derselben Zeit etwa die qualitativ hochwertig produzierten Bildbände der Reihe „Die Blauen Bücher“ ausschöpften. Möller dienten seine Fotos als bildliche Belege und visuelle Argumentationshilfen. Dass seine Bilder tatsächlich auch eine große fotobildnerische Qualität haben, stellt nun die zweite Veröffentlichung des Landesamts für Denkmalpflege Schleswig-Holstein zum Theodor-Möller-Bildarchiv unter Beweis. Das Archiv umfasst 4.615 Glasplatten (9 x 12 cm) und 1.934 Rollfilmaufnahmen (4,5 x 6,0 cm) sowie weitere Aufnahmen aus Familienbesitz und gehört damit heute zu den umfangreichsten und fraglos wertvollsten volkskundlichen Fotosammlungen Norddeutschlands.

Nach dem querschnittshaften Überblick des ersten Bandes konzentriert sich der zweite Band nun auf Möllers „Stadtbilder“. Der Themenfokus überrascht auf den ersten Blick, war Möller doch vor allem ein Fotograf des Ländlichen. Doch der zusammengestellte Bilderschatz rechtfertigt die Themenwahl allemal. Die Herausgeber haben die Bilder unter verschiedenen Gesichtspunkten zusammengestellt, wobei insbesondere Bildergruppen wie „Tore und Durchgänge“, „Straßen – Gassen – Winkel“, „Öffentliche Gebäude“, „Kirchliches“, „Hinterhöfe“ oder „Türen und Pfosten“ den großen dokumentarischen Wert zeigen, den Möllers Bilder für die Denkmalpflege haben. Viele von Möller fotografierte Gebäude existieren heute nicht bzw. in dieser Form nicht mehr. Wer sich jedoch Einblicke ins vergangene städtische Alltagsleben erhofft, wird enttäuscht werden. Möllers Bilder sind größtenteils menschenleer. Spuren der modernen Zeit oder gar des Urbanen – was in Kiel oder Flensburg zu jener Zeit durchaus zu beobachten gewesen wäre – sucht man beinahe vergeblich. Stattdessen findet man seltsam aus der Zeit gefallene Idyllen vor, die eine Art Idealbild der „schönen Stadt“ darstellen, ohne Elend, Schmutz, Industrie, Technisierung, Verkehr, Trubel oder gesellschaftliche Vielfalt zwischen Arbeitermilieu und Bürgertum. In ihrem einleitenden Text fassen Astrid Hansen und Heiko K. L. Schulze nicht nur wiederholt die Biographie Theodor Möllers zusammen, sondern analysieren auch kenntnisreich die Fotostrategien und Hintergründe seiner Alt- und Kleinstadtbilder, die sie so ein Stück weit von dem ebenso verklärenden wie mahnenden Pathos befreien, das Möllers eigenen Publikationen anhaftet. Hansen und Schulze unterziehen Möllers Fotografien nicht nur einer fotokritischen Quellenkritik, sondern sie machen auch die fotobildnerische Qualität von Möllers Aufnahmen erkennbar, die Dank der hohen Abbildungsqualität der Publikation hier voll zur Geltung kommt. Das abschließende Zitat aus „Gassen der Heimat“ fasst Möllers Blick auf die Städte Schleswig-Holsteins gut zusammen: „Wir denken uns 75 oder 100 Jahre zurück und bauen uns aus Erinnerungsbildern und aus dem was hier und dort noch vorhanden ist, das Bild der alten unverdorbenen Stadt vor unserem geistigen Auge wieder auf. Wie aus einem großen Stadtbaukasten!“ (S. 20). Vor dem Hintergrund der Suggestionskraft unserer heutigen Bilderwelten lässt diese Aussage Möller beinahe schon wieder modern erscheinen.

Insgesamt sind Möllers „Stadtbilder“ eine Bereicherung der (visuellen) Regionalgeschichte Schleswig-Holsteins und ein wichtiger Beitrag zur Fotogeschichte Norddeutschlands. Leider versäumen die Autor_innen es, Möller in den Kontext der zeitgenössischen Bewegung der Amateurfotografie einzuordnen und deren Bedeutung für die frühe volkskundliche Fotografie aufzuzeigen. Dennoch bleibt zu hoffen, dass der Wachholtz Verlag den ersten Band wieder auflegt und dass das Landesamt für

Denkmalpflege weitere Schätze aus dem Theodor-Möller-Archiv hebt und in der vorliegenden Qualität veröffentlicht.

Thomas Overdick

Klaus Selck: Die Jacoby-Bürgergilde zu Neumünster. Eine Gilde in Schleswig-Holstein – Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2013, 208 S., zahlr. farb. u. s/w Abb. u. Grafiken.

Neben der Kirche gilt die „alterwürdige Jacoby-Bürgergilde“ als die älteste, heute noch existierende Institution im Stadtgeschehen Neumünsters. „Die Wahrung des allzeit bewährten Bürgersinns, die Pflege von Brauch und Sitte unserer Heimat und der Dienst an der Gemeinschaft“ bezeichnet eine im Jahr 1967 verfasste Urkunde als die Hauptaufgaben der „Jacoby-Bürgergilde zu Neumünster“. Dieses Fundament konnte sich die im Jahr 1578 offiziell gegründete „Gröne-Mützen-Gill“ nach eigener Aussage über Jahrhunderte hinweg bewahren. Gilden pflegen vor allem alte Traditionen und soziales Engagement - wie im Fall der Jacoby-Bürgergilde das Vogelschießen, Versammlungen, Treffen und Bälle, aber auch die finanzielle Unterstützung von „verschämten Armen“, also in Not geratenen Neumünsteraner Familien – zeigen sich jedoch verstärkt auch immer mehr Neuem gegenüber aufgeschlossen. So belegen etwa die in Neumünster konstanten Mitgliederzahlen und damit auch die zahlreichen Neueintritte jüngerer Gildebrüder, dass durch eine vorsichtige Öffnung nach außen auch bei Gemeinschaften, Vereinen und Verbänden, die sich wie die Gilden vor allem auf Tradition und Historie berufen, Zukunftsfähigkeit hergestellt werden kann. Mit der Zahl von 199 Gildebrüdern gilt die Jacoby-Bürgergilde als komplett, etwa 25 Bürger warten aktuell auf eine Aufnahme, die nur möglich ist, wenn bisherige Mitglieder versterben, austreten oder ausgeschlossen werden.

Mit der im Jahr 2013 im Neumünsteraner Wachholtz Verlag erschienenen, 208 Seiten starken Chronik „seiner“ Jacoby-Bürgergilde zu Neumünster legt der langjährige Gildearchivar Klaus Selck, im Hauptberuf Seniorchef eines alteingesessenen Bestatungsunternehmens in der Stadt an der Schwale, eine umfangreiche und akribisch aufgearbeitete Dokumentation des regionalen Gildewesens vor. Stellt sich für manch Außenstehenden wohl oftmals die Frage, warum sich Männer – gekleidet in schwarzen Anzügen, ausgestattet mit Stöcken, Zylindern und weißen Handschuhen oder in Gildeuniformen mit speziellen Kopfbedeckungen, wie die Neumünsteraner „grönen Müt-

zen“ – heute noch treffen, um bestimmte Rituale und Brauchformen zu pflegen, so gelingt es Klaus Selck, detailgetreu die hierzu wesentlichen Hintergründe zu erklären und zu kontextualisieren. Gleichzeitig vermag es Selck auf diese Weise auch zu schaffen, das eine oder andere vielleicht bestehende Vorurteil oder Missverständnis abzubauen und Hemmungen gegenüber dem Gildewesen aufzulösen.

Während in einem historischen Abriss zunächst die Entwicklung und die Bedeutung der Gilden im Allgemeinen beschrieben werden, wozu der Gildebegriff ebenso wie die Gilden in Schleswig-Holstein, aber auch die ehemals große Vielfalt der Gilden in Neumünster und Umgebung zählen, zeichnet Selck im zweiten Teil des Buches vor allem die geschichtliche Entwicklung, die Aufgaben, Traditionen und selbstgesteckten Ziele, aber auch das Selbstverständnis der sogenannten altehrwürdigen Jacoby-Bürger Gilde zu Neumünster im Laufe der Jahrhunderte bis in die Gegenwart nach.

Gibt es für den Gildebegriff zahlreiche Definitionen, so gelten diese allgemein betrachtet als Zusammenschluss von Personen zur Wahrung gemeinsamer Interessen. Im 9. Jahrhundert wurden auch geistliche Bruderschaften darunter gefasst, die sich für die Armenpflege wie auch für die Ausrichtung und Durchführung von Begräbnissen einsetzten. Allen Gilden war dabei gemeinsam, dass sich ihre Mitglieder freiwillig zusammenschlossen, um sich gegenseitig in Notsituationen beizustehen und dabei gleichzeitig die Geselligkeit, häufig nach einem feststehenden Ritual, zu pflegen. In Schleswig-Holstein entstanden Gilden um das 11./12. Jahrhundert und waren, wie die St. Knudgilden im Landesteil Schleswig und in Dänemark, insbesondere christlichen Idealen verpflichtet. Mit Ausnahme der Bürger Gilde von 1578, der zweiten, heute noch bestehenden Gilde Neumünsters, und der Jacoby-Bürger Gilde lösten sich sämtliche Gilden in der Schwalestadt im Lauf der Zeit auf, weil der ursprüngliche Zweck des Zusammenschlusses, die gegenseitige Hilfe bei Brand und Tod, inzwischen entfallen war. Diese und viele weitere Zusammenhänge werden in der vorliegenden Chronik aufgegriffen, entsprechend beschrieben und ausführlich erklärt.

Unterlegt mit zahlreichen farbigen Bildern und Grafiken erläutert Selck, unterteilt in sechzehn Teilkapitel, Geschichte und Gegenwart der Jacoby-Bürger Gilde. Grundlegende Informationen wie Name und Alter sowie Aufgaben und Zweck der Gilde werden ebenso beschrieben wie die rechtliche Stellung der Gilde, deren Leitung, Verwaltung und finanzielle Ausstattung. Auch auf die besondere Bedeutung der Generalversammlung verweist Selck in einem eigenen Abschnitt. Die Rolle der Gildebrüder und Gildeschwestern im Verlauf der Gildegeschichte wird ebenfalls thematisiert, wie überhaupt in Selcks Beschreibungen immer wieder beispielhaft Persönlichkeiten der engeren und weiteren Gildegeschichte vorgestellt werden. Auch

einem der populären Aushängeschilder des Gildewesens, dem Vogelschießen, widmet Klaus Selck ein eigenes Teil-Kapitel, in welchem er unter anderem auch die Ursprünge und die kulturelle Herkunft des Schießens erklärt. So hat dieses noch heute, wie in vielen anderen schleswig-holsteinischen Gemeinden auch, einen festen Platz im gesellschaftlichen Leben Neumünsters. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der sogenannten Gildebiervorprobung, den Jubiläumsfeierlichkeiten, Gildehäusern, Schießplätzen, Gildeutensilien sowie den Gilde-Anzügen und Gilde-Uniformen, die für die Identifikation der Brüder untereinander und mit ihrer Gilde, aber auch in der Abgrenzung nach außen von entscheidender Bedeutung sind. Ihren Abschluss finden die Beschreibungen zur Jacoby-Bürgergilde in der Darstellung des vielfältigen sozialen Engagements der Gildebrüder, von dem bis in die Gegenwart Generationen von Bedürftigen profitieren konnten. Auf die besondere, auch aktuelle Bedeutung der Gilden für die Stadt verweisen unter anderem der Neumünsteraner Stadtpräsident, Friedrich-Wilhelm Strohdiek, wie auch der Bürgermeister, Olaf Tauras, in ihren Grußworten, die am Beginn der Publikation zu finden sind.

Mit dem von ihm herausgegebenen, über 200 Seiten starken Werk ist dem Gildearchivar Klaus Selck nicht nur eine sehr gut geschriebene und detailreich recherchierte Chronik mit umfangreichem und anschaulichem Bildmaterial gelungen, sondern insgesamt ein spannendes Lesebuch, das sich nicht nur an die sogenannten Brüder und das weitere Umfeld der Jacoby-Bürgergilde richtet. Allen, Geschichtsforschern wie -interessierten gleichermaßen, die mehr über das schleswig-holsteinische, aber vor allem das Neumünsteraner Gildewesen erfahren möchten und in die Welt eines – mitunter spezifisch anmutenden – örtlichen Männerbündnisses eintauchen möchten, dessen Mitglieder als Bürger der Stadt über viele Jahrhunderte hinweg auch das gesellschaftliche Leben entschieden mitprägten, sei das Buch ans Herz gelegt. So beleuchtet Selck ein wesentliches Stück Regionalhistorie und füllt damit, wie man deutlich sagen kann, auch eine Lücke innerhalb der örtlichen Geschichtsschreibung. Nicht zuletzt die sorgfältig zusammengestellten Literatur- und Personenverzeichnisse wie auch die Zeittafeln am Ende des Buches machen Lust auf eine weitere, auch wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gildethema und den im Zusammenhang mit dieser Thematik stehenden Persönlichkeiten. So würde es sich für die volkskundlich-ethnologische Forschung sicher lohnen, insbesondere einen Blick in die Gegenwart der Gilden zu werfen und nach aktuellen Praxen, Akteuren und Motivationen zu fragen. Fazit: eine handwerklich gut gemachte Publikation mit ansprechendem Layout, die inhaltlich deutlich über das hinausgeht, was (Vereins-)Chroniken häufig bieten.

Claudia Ohlsen

Kai Detlev Sievers: Kieler Berufe im Wandel 1869/1909 (= Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 71). Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2013, 262 S., 109 s/w Abb.

In den 40 Jahren um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat sich die Stadt Kiel und damit auch deren Berufslandschaft gravierend verändert. Durch den Ausbau zur Marinestadt und Eingemeindungen stieg die Anzahl der Kieler Bevölkerung in dieser Zeit um das Zehnfache, Militarisierung und Industrialisierung ließen neue Berufe entstehen und alte verschwinden. Ablesbar ist dies an den Kieler Adressbüchern von 1869 und 1909, die Kai Detlev Sievers für diese Dokumentation verglichen hat. In den Adressbüchern sind neben den Namen und Adressen auch die Berufe erfasst, ebenso wie Behörden und öffentliche Einrichtungen.

Das erste Kapitel beschreibt detailliert die Berufslandschaft von 1869, die eindrucksvoll durch autobiografische Beschreibungen von Geert Seelig lebendig wird, wenn er zum Beispiel den Beruf des Ausrufers höchst plastisch schildert.

Der Kaiserzeit in Kiel, die von Wachstum, Zuwanderung, dem Ausbau der Marine und nicht zuletzt dem Interesse des Kaisers und seines Bruders an der Stadt geprägt war, widmet Sievers eine ausführliche Dokumentation der politischen Entwicklung und deren Einfluss auf Berufe und Stände. Einen Schwerpunkt nimmt hier die Werftindustrie ein, die sich durch eine faszinierende Differenzierung auszeichnet, wenn der Autor zum Beispiel bei den Schmieden die „Polarisierung zwischen den Gesellen, die die Anweisungen zur Formgebung der Profile nach der Schablone oder der Zeichnung erteilten, und den Zuschlägern, von denen nur physische Kraft zum Hämmern der glühenden Eisenstücke gefragt war“ (S. 59), beschreibt. Der Aufstieg der Werftindustrie zog die Entwicklung einer ganzen Reihe von Zulieferbetrieben sowie diverser weiterer Gewerke nach sich, die nicht in den Schiffbau involviert waren, sondern die ganze Bandbreite der Bedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung zu befriedigen hatten. Für das Jahr 1907 findet sich eine Übersicht über die Reihenfolge der wichtigsten Kieler Betriebe, gemessen an der Anzahl ihrer Beschäftigten. Ganz oben steht dort das Handelsgewerbe, gefolgt vom Baugewerbe, dem Nahrungs- und Genussmittelgewerbe, der Eisen- und Metallverarbeitung, dem Fahrzeugbau und erst an sechster Stelle dem Schiffbau. Und so ganz nebenbei erfährt der Leser noch so einiges über historische Kieler Persönlichkeiten, die der eine oder andere vielleicht nur noch von Straßennamen her kennt. Die Übersicht über verschwindende und neue Berufe in dieser Zeit versteckt sich leider ein wenig in dem Fließtext, ist dennoch aber hochspannend ebenso wie die Beschreibung der Versorgung mit Lebensmitteln und Kleidung ohne Einkaufszentrum

und Internet. Insbesondere dieses Kapitel besticht durch die Vielzahl detaillierter historischer Fotografien.

Das Kapitel „Ausbildung“ beschäftigt sich mit Schule und Universität, gewerblichen Schulen und Schulwerkstätten zur Handwerksausbildung sowie den raren Möglichkeiten der Ausbildung von Frauen. Illustriert wird die sachliche Dokumentation durch biografische Schilderungen eines Bäckerlehrlings und eines Kaufmanns. Die Ausbildung der Soldaten und Matrosen nimmt, entsprechend ihrem Stellenwert zu dieser Zeit, einen umfangreichen Platz ein.

Die Bedeutung von Berufskleidung als Zeichen sozialer Zugehörigkeit spielte in der hier betrachteten Zeit eine immense Rolle. Insbesondere die Offiziersuniformen und andere Uniformen nebst Abzeichen werden detailliert beschrieben. Deutlich wird die eindeutige Regulierung durch Kleidung in allen Bereichen. Dies betraf auch Schüler und Studenten, wie die Fotografien eindrucksvoll zeigen.

Meines Erachtens sehr wichtige Aspekte sind die Betrachtung der Berufseinkommen und der Sozialtopographie der Berufe. Listen mit den Jahresgehältern im Vergleich mit den Kosten für Lebensmittel und Mieten geben einen Einblick in die sozialen Verhältnisse einzelner Berufssparten. Ähnliche Interpretationen erlauben die Betrachtungen der Wohngebiete Niemannsweg, Blücherplatz, Holtenuer Straße, Brunswiker Straße, Harmsstraße, Gaarden-Süd, Ellerbek und Wellingdorf.

Abschließend werden die berufsspezifischen Verbände und Vereine vorgestellt und betrachtet, insbesondere in Bezug auf soziale Abgrenzung resp. Ingroup-Zusammenschlüsse.

Im Anhang finden sich neben einem umfangreichen Literatur- und Abbildungsnachweis und dem Verzeichnis der Anmerkungen eine Auflistung von Berufen nach Marine- und Zivilbehörden sowie eine Liste der „Kieler Berufe“, denen beiden bedauerlicherweise keine Verweise auf den Text beigegeben wurden.

Mit „Kieler Berufe im Wandel 1869/1909“ hat Kai Detlev Sievers eine sehr wichtige und informative Dokumentation vorgelegt, die durch eine Fülle an großartigen historischen Fotografien illustriert ist und immer wieder durch verblüffende, spannende und kuriose Details besticht.

Stefanie Janssen